

MARBURGER ZEITUNG

AMTliches ORGAN DES

STEIRISCHEN HEIMATBUNDES

Verlag und Schriftleitung Marburg a. d. Draa, Badgasse Nr. 6, Fernruf: Nr. 25-57, 25-58, 25-59. Ab 18 Uhr täglich außer Samstag ist die Schriftleitung nur auf Fernruf Nr. 25-57 erreichbar. Unverlangte Zuschriften werden nicht rückgesandt. Bei sämtlichen Anträgen ist das Rückporto beizulegen. Postcheckkonto: Wien Nr. 54.603. Geschäftsstellen in Cilli, Marktplatz Nr. 12, Fernruf Nr. 7, und in Pettau, Ungartorgasse Nr. 2, Fernruf Nr. 89.

Bezeichnet wertvollste als Morgenzeitung. Bezugspreis (für wochen zahlbar) monatlich RM 2,10 einschließlich 10,8 Rpf Postvertriebsgebühr; bei Lieferung im Streifband zusätzlich Porto; bei Abholen in der Geschäftsstelle RM 2,—. Abdruck durch Post monatlich RM 2,10 (einschl. 10,8 Rpf Postvertriebsgebühr) und 36 Rpf Zustellgebühr. Einzelnummern werden nur gegen Voranmeldung des Einzelpreises und der Portoaufgaben zugesandt.

Nr. 274/275 — 84. Jahrgang

Marburg-Draa, Samstag/Sonntag, 30. September/1. Oktober 1944

Einzelpreis 15 Rpf

Beseitigte Gefahren

Festigung der deutschen Front — Bürgschaft für künftige Kämpfe

rd Berlin, 29. September

Die Verhinderung des anglo-amerikanischen Durchbruchs nach Nordwestdeutschland stellt eine im gegenwärtigen Zustand des Krieges geradezu bewundernswerte Waffentat der deutschen Abwehrverbände dar. Erst eine spätere Zeit wird diese ebenso kritischen wie historischen Kampftage voll zu würdigen wissen, da der Versuch des Feindes, mit einem stark massierten Stoß aus den Niederlanden in die nordwestdeutsche Tiefebene einzufallen, unterbrochen werden konnte. Was die wenigen Divisionen und Regimenter, die in Holland und an der deutsch-holländischen Grenze zur Verfügung standen, in diesen Tagen an Kampfaufgaben gelöst haben, ist vorläufig überhaupt nicht abzuschätzen. Diese deutschen Soldaten haben vor den Toren der Heimat eine Verbrissenheit ohnegleichen gezeigt und damit Beispiele gegeben, die sich auf die gesamte Westfront ausgewirkt haben. Hiedurch wurde die große Gefahr beseitigt, die in der beabsichtigten Überflügelung der deutschen Westverteidigung bestand. Dieser Abwehrerfolg ist der beste Beweis für die Festigung der deutschen Verteidigungsfront im Westen und der Garant

des deutschen Selbstbehauptungswillens auch für die künftigen Kampfhandlungen.

Im nördlichen Teil der Ostfront haben die deutschen Truppen in erbitterten Kämpfen den Ansturm von über hundert feindlichen Schützendivisionen und zahlreichen Panzer- und schnellen Verbänden abzuwehren gehabt. Der Abschuß von weit über tausend Panzern und annähernd 700 sowjetischen Flugzeugen zeigt die Härte der Kämpfe und die hervorragende Bewährung der deutschen Truppen. Dabei ist zu bedenken, daß die Kampfhandlungen nicht offensiv geführt werden, sondern sich bei Absetzbewegungen abspielen, die auch im Osten der Verstärkung der Gesamtverteidigungslinie dienen. Es ist sicherlich einfacher, mit überlegenen Kräften sich in die Masse des Feindes zu werfen, ihm Verluste an Menschen und Material zuzufügen, als gleichzeitig Absetzbewegungen mit allen damit verbundenen Schwierigkeiten durchzuführen und dennoch einem übermächtigen Feind schwere Verluste zuzufügen. Auch hier hat sich gezeigt, daß der deutsche Soldat im Verlauf dieses Krieges sich eine Festigkeit erworben hat, die ihn als Kämpfer weit über alles stellt, was es an Ver-

gleichbarem gibt. Den Sowjets ist wiederum ein Durchbruch nicht geglückt, und der Plan der Aufröhrung der Ostfront von Norden her — der eine gewisse Parallelität zu den Ereignissen im Westen besitzt — ist ebenfalls mißlungen. Deutscherseits wurde dort Gelände aufgegeben, wo wir es nach dem Zusammenbruch Finnlands relativ noch am besten vertragen konnten. Die deutsche Verteidigungslinie aber steht im Osten weit vor den deutschen Grenzen und hat bereits ihre Stärke und Zuverlässigkeit bewiesen.

Auch die Kämpfe an der Nordwestgrenze Rumäniens haben eine neue Entwicklung genommen. Den Feind, der vorgeblich weiter Boden zu gewinnen versuchte, trafen an der ganzen Front schwungvolle Gegenangriffe, die an einigen Stellen von deutschen Truppen unterstützt wurden, und warfen ihn erheblich zurück. Ungarische Panzerjäger schossen dabei allein im Raum von Mako 17 feindliche Panzer ab. Unsere Luftwaffe griff erfolgreich in die Kämpfe ein und traf unter Vernichtung von rund 300 Fahrzeugen auch besonders wirksam den feindlichen Nachschubverkehr im Hinterland der bolschewistisch-rumänischen Front.

Dank an das Landvolk

Von Herbert Hahn

Von weiten Streifen fremden Landes, die uns vor Jahresfrist noch ihre Ernte boten und auf deren Fruchtbarkeit wir große Zukunftshoffnung setzten, blieben in diesem Sommer und Herbst die vollbeladenen Züge aus. Haben wir deshalb gehungert; stehen wir deshalb vor einem Winter des Darbens? Wenn in Europa irgendwo Hunger herrscht und der nahende Winter die Schrecken einer Katastrophe ankündigt, so nur dort, wo der Feind das Land überschwemmt und den Segen deutscher Hilfeleistung und Versorgungskunst durch leere Versprechungen und schließlich offene Ausbeutung ersetzt hat.

Wir verdanken es nach der Güte des Himmels und der Weitsicht unserer eigenen Führung dem deutschen Landvolk, wenn wir bis heute ausreichend zu essen hatten und auch dem kommenden Winter, zwar mit dem gebotenen Ernst, so doch ohne Angst entgegensehen dürfen. Bei klingendem Spiel und bunten Fahnen Erntedankfest zu feiern, ist heute kein Raum; unseren Erntedank aber sollten wir dennoch darbringen — und bestünde er auch darin, daß wir eine Kante nahrhaften Brotes verzehrten im wachen Bewußtsein der Mühe, des Schweißes, der Sorge, der Unbill, der aufopfernden Arbeit, die dieses Stück Brot ein ganzes Jahr lang gekostet hat!

Millionen und aber Millionen wissen im Grunde nichts vom Kriegsaltag des Bauern, der eigentlich längst und verdientermaßen ins Ausgedinge gehörend, sein Land bestellt, sein Vieh versorgt, den Hof in Ordnung hält, dessen Erbe vielleicht unter fremden Rasen ruht, kennen nur vom Hörensagen die Bauernfrau, die um den Mann an der Front bangt, derweilen sie sich, von fremdvölkischen Hilfskräften nur unzureichend unterstützt, vom Sonnenaufgang bis in die Nacht auf dem Felde und im Stall plagt, eine Schar Kinder um sich, um derentwillen die Mutter in der Stadt längst eine Hausgehilfin beanspruchen würde. Millionen wissen nichts und andere nur wenig von der Härte des ländlichen Kriegsaltags, und doch leben sie, tagaus tagein, vom Ertrag der Arbeit dieser bäuerlichen Menschen und schulden ihnen endlos Dank.

Freilich, der Bauer schielt nicht nach Lob und Anerkennung. Er zählt, zumal am Tag der Ernte, selber zu den Dankenden. Er weiß zu ermessen, was es heißt, dem Boden und der Natur einen befriedigenden Jahresertrag ertrotzt zu haben und er, der nichts als Hof und Scholle hat, weiß auch, besser vielleicht als mancher Reiche in der Stadt, was es bedeutet, daß die Front den Feind

vom heimatischen Boden hielt, ihn an den Grenzen Halt gebot. Die leichteren Früchte fremden Landes konnten ihn — wie sich erwies, mit Recht — nicht zur Lässigkeit verlocken; auf eigener Krume kämpft er stets um jeden Halm. Er tut dies auch dann, wenn von der Ferne her vielleicht Kanonendonnern dröhnt, wenn Flüchtlingszüge an seinem Hof vorbeihasten, wenn er schließlich die Bestellung des Landes unterbrechen muß, um Kampfgräben gegen den Feind auszuwerfen, oder wenn er gar in ernstester Stunde den Pflug mit dem Schwert vertauschen und selber zur Waffe greifen muß.

Im Bauern des deutschen Raumes — das haben gerade Sommer und Herbst dieses Jahres erwiesen — kreist unverfälscht das Blut seiner Vorfahren, die als Siedler in ewig bedrohtem Land, als Pioniere des Deutschtums, als Kolonisatoren des Fortschritts, als Grenz- und Wehrbauern stets auch das Land zu verteidigen hatten, das sie bebauten, denen die Waffe stets neben der Hacke lag und die zwischen friedlicher Landarbeit und soldatischem Kämpferum noch keinen Gegensatz sahen. Sie hingen am Boden, sie liebten ihn, sie krallten sich in ihm fest, sie verteidigten ihn notfalls mit dem Mut der Verzweiflung, weil er gleichermaßen mit dem Schweiß wie mit dem Blut ganzer Generationen gedüngt war.

Auch unser heutiges Bauerngeschlecht, ob es nun an den Fronten kämpft oder um den Ertrag der heimatischen Scholle ringt, gibt diesen Boden nicht kampflös preis, noch läßt es ihn unter dem Eindruck von Kampf und Terror unbestellt. Schweiß und Blut kleben seit je an ihm und geben dem Brot, das wir heute essen, einen herben Geschmack. Und doch — wie dankbar müssen wir sein, daß der Boden verteidigt und das tägliche Brot gesichert ist!

Wären unsere Frauen und Kinder erst dem Hungerplan der Gegner, wir selber als Arbeitsklaven vielleicht der sibirischen Öde preisgegeben, dann wäre es zu spät, deutschem Brot und Boden nachzutrauern. Wir alle können — nicht nur als kriegsgemäßen Erntedank, sondern auch als einzig geeignete Abwehr solch drohenden Schicksals — im Grunde keinen anderen Beitrag leisten als den, den auch der Bauer gibt: je nach unserer Lage und dem Gebot der Stunde: Schweiß oder Blut oder beides!

Es ist ein hartes Gesetz, das der Soldat und der Bauer uns vorleben; aber es ist das einzige, das in harten Zeiten Geltung hat, uns am Leben erhält und Früchte trägt.

Den Rhein hinabgeschwommene Hoffnungen

»Alliierte Offensive im Westen festgefahren« stellt die Times fest

dnb Stockholm, 29. September

Der Korrespondent der »New York Times« bei der 1. amerikanischen Armee trifft die Feststellung, daß sich die strategische Lage der Alliierten im Nordabschnitt der Westfront so weitgehend verändert habe, daß dieser jetzt nicht mehr die wichtigste oder entscheidendste Front im Westen sei. Wenn der britische Vorstoß durch Holland und um die Nordspitze der Westbefeindungen herum keine schnellen Fortschritte mache, sei es sehr wahrscheinlich, daß die Alliierten am Rhein und in Nordholland sich in diesem Winter festfahren würden. Das schwierige Gelände und die zahlreichen Operationen in Nordwesteuropa im Spätherbst und Winter verbunden seien, machten einen Durchbruch an das Herz Deutschlands an dieser Front äußerst unwahrscheinlich. Der Krieg im Westen werde nicht in fünf Minuten und ebensovwenig in fünf Wochen zu Ende sein.

Nach Ansicht des Newyorker Korrespondenten von »Svenska Dagbladet« geben die Ausführungen in der »New York Times« die Ansicht weiter Kreise Washingtons wieder, wo man plötzlich be-

gonnen habe, von einem neuen Feldzug im Frühjahr zu sprechen. In London bezeichne man den Ausgang der Schlacht bei Arnheim, wie der Londoner Korrespondent von »Dagens Nyheter« berichtet, offen als »einen deutschen Sieg.« Man sei jetzt in der britischen Hauptstadt der Ansicht, daß die Aussicht auf eine schnelle Beendigung des Krieges im Westen erheblich geringer geworden sei.

Der Sonderkorrespondent der Basler »Nationalzeitung« schreibt über die Lage an den Fronten: »Der äußerst zähe Widerstand der deutschen Armeen im Osten und Westen und hauptsächlich der Rückzug der Engländer von Arnheim hat dazu beigetragen, die alliierten Hoffnungen auf einen militärischen Zusammenbruch Deutschlands bedeutend zu dämpfen.« Nach der »Nationalzeitung« sehen amerikanische und englische Militärsachverständige die Offensivpläne Eisenhower den Rhein hinunterschwimmen. Wenn der Vorstoß der Briten durch Holland sich nicht schneller entwickelt, würden die Alliierten im Winter wahrscheinlich stecken bleiben.

Der Militärkritiker des »Informations«

unterstreicht erneut, wie sehr sich die Alliierten mit ihrer Voraussage eines entscheidenden strategischen Erfolges noch vor Oktober geirrt haben. Selbst die Vermutung, daß es bei der Schlacht von Arnheim zu einem Unentschieden kommen würde, hat sich nicht bestätigt. Und die eigenen alliierten Verlautbarungen sprechen davon, wie in Arnheim die Blüte der britischen Luftlandtruppen vernichtet wurde.

Ähnlich gedämpft schreibt die englische Zeitschrift »The Nineteenth Century«: Wenn man an die gewaltigen Kräfte denke, die noch in Deutschland schlummerten, so müsse man einsehen, daß die materielle Stärke der Alliierten wie groß sie auch sei, nicht überschätzt werden dürfe. Die Einigkeit und der Arbeitswille des deutschen Volkes seien heute größer als jemals. Diese Sätze schreibt die englische Zeitschrift »The Nineteenth Century«. Es sei selbstverständlich, heißt es weiter, daß das deutsche Volk sich niemals ergeben werde. England, das vom 20. Juli so viel erwartet habe, sei tief enttäuscht. Das deutsche Heer sei heute stärker als im ersten Weltkrieg.

Heute in Holland

Wie das Land den zweiten Kriegsabschnitt erlebt

rd Amsterdam, Ende September

Die bunten Spielzeughäuschen, die Windmühlen, Grachten und Tulpenfelder sind an die Front gerückt. Die Piloten der englischen Jagdbomber, die im Tiefflug über die Pappelgeäunten holländischen Landstraßen heulen, verlangen von niemanden einen Ausweis seiner Nationalität, ehe sie auf die Knöpfe ihrer Bordkanonen drücken. Recht oder Unrecht, Soldat oder Zivilist, sie schießen. Vieles von dem, was der Krieg während des deutschen Grenzübertritts 1940 an holländischen Dörfern und Städten sorgfältig aufsparte und rücksichtsvoll schonte, sank in diesen Wochen in Schutt und Asche.

Die Friedenstauben, die die Engländer durch Holland schicken, werfen vorerst keine Palmzweige, sondern Bombenteppiche, deren Krachen auch den beharrlichsten Träumer aus seiner politischen Versponnenheit in die nackte Wirklichkeit des Krieges reißen.

Holland hat lange mit einem Auge nach London und mit dem anderen nach Paris geschaut. Es hat darüber das Gesetz des eigenen Lebensraumes aus dem Auge verloren, dessen Zukunft sich nicht an Thesen oder Seine, sondern nur am Rhein eröffnen kann. In dieser politischen Kurzsichtigkeit liegt Hollands Fehler, liegt sein Irrtum und seine Schuld, die zu sühnen die parlamentarischen Mythenere jenseits des Kanals bereitwillig den kleinen Leuten überlassen.

Von den Amsterdamer sagt man, sie stellten sich in schlechten Zeiten einen Holzschinken an den Tisch, damit es tüppig aussehe. Das gilt nicht nur für die Amsterdamer, das gilt für eine im ganzen Lande seßhafte Art politisierender Tulpenzüchter, die ihren Leuten, da die englischen Beefsteaks zur Zeit noch hochexplosiven Charakter haben, einen propagandistischen Plumpudding vorsetzen, der peinlich genau nach den Rezepten der anglo-amerikanischen Agitationsküchen zubereitet ist. Wer davon überzeugungsselig kostet, sieht nicht mehr, was wirklich ist. Im verwandelt

sich das zähnebleckende bolschewistische Ungeheuer in ein bitte-bitte-machendes Schoßhündchen, der anglo-amerikanische Expansionsfeldzug in ein lauter Friedensgebet.

Der Welthandel, die Viehzucht und die Blumenkultur haben Holland reich gemacht. Der Welthandel ist in den letzten Jahren zur Weltanschauung geworden. In dem selben Maße, wie sich der Blick des Holländers an den geschäftlichen Möglichkeiten schärfte, trübte er sich für die politischen. In den schmalen Backsteinhäuschen der Städte wuchs ein zwar gut ausgeschlafenes aber eben doch nicht waches Bürgertum heran, dessen Zufriedenheit nicht von seinem Beitrag zur Sicherung des Gleichgewichts der Umwelt, sondern von dem Umfang seiner Frühstückstafel abhing.

Als das übrige Europa schon längst den Leibriemen enger geschnallt hatte, schwammen auf der holländischen Suppe immer noch die Fettaggen des Friedens. Die deutsche Verwaltung nahm das Land nach der ersten Etappe des Krieges in die Kur. Die Wunden, die ihm geschlagen worden waren, heilten. Und nicht nur das: was immer schon krank war an diesem Staatskörper und zäh durch die europäische Geschichte kränkelte, gesundete allmählich in der frischen, unbürokratischen und vor allem entpolitisierten Luft, die die deutschen Helfer dem Patienten als erstes verschrieben.

Diesem rasch voranschreitenden Heilungsprozeß eines moribiden, anfälligen Nationalkörpers, der noch schwer an dem Gewehrkolbenstoß der ersten Kriegsetappe trug, hat die Bevölkerung zunächst staunend zugesehen, um sich dann, soweit sie gutwillig war, arbeitend zu beteiligen. In den Teilen des Landes, die nun im Schlagschatten der Front liegen, weist sich der Holländer, dem es ernst mit der Freiheit seines Lebensraumes ist, von vornherein aus. Er legt nicht die Hände in den Schoß, sondern packt zu. Er steht nicht wartend hinter den Gardinen der vom letzten Luftangriff zerschlagenen Fensterscheiben, sondern verteidigt schaffend mit

Hacke und Spaten die Heimat gegen die Eindringlinge. Holland zeigt in diesen kritischen Tagen nur dort wirkliches Nationalgefühl, wo es arbeitet, wo es nicht der Resignation oder dem unerfüllbaren Traum eines Wunderfriedens erliegt, sondern sich mit den Waffen der Arbeit seiner Haut wehrt. Mehr fordert niemand von ihm.

Im Kreuzweg der zweiten Etappe des Krieges in Holland, die nun begonnen hat, scheiden sich die Geister. Die einen stehen abwartend an den Rändern der Straßen, auf denen unsere Kolonnen nach vorn rollen, die anderen packen in die Speichen, wenn ein Rad des Kampfes, der schließlich auch ein Kampf um den Bestand des niederländischen Lebensraumes ist, ins Stocken gerät.

In den Taschen der ersten englischen Fallschirmjäger, die über den Niederlanden absprangen, fand man außer Totschlägern, Zivilausweisen und Rotekreuzbinden nachgedruckte holländische Gulden. Das hat sich bei vielen Holländern herumgesprochen, die gegen die Eigenständigkeit ihres Volkstums die völlige Verelendung und gegen die Währung ihrer Arbeit das Falschgeld plutokratischer Freiheit tauschen sollen. Das gibt auch den Elementen zu denken, die unter dem Eindruck des gegnerischen Agitationsdauerfeuers den Anglo-Amerikanern Tür und Angel des Landes öffnen, und dem Einbrecher, der sie auszuplündern im Begriffe steht, mit devotem Kratzfuß die Hausschlüssel auszuhandigen sollen. Fritz Fröhling

Churchill-Buch verschwindet

dnb Stockholm, 29. September

Churchill braucht nicht mehr sein Buch »Europa nach der bolschewistischen Revolution« zu schreiben, zu dem er sich vertraglich einem englischen Verlag gegenüber vor 5 bis 6 Jahren verpflichtet, meldet der Londoner Korrespondent der »Nya Dagblätt Allehandas«. Der entsprechende, nicht näher bezeichnete Verlag habe freiwillig auf das Buch verzichtet, das, wie der schwedische Korrespondent ironisch bemerkt, heute nicht mehr so populär werden dürfte, wie vor sechs Jahren. Churchill werde statt dessen seine Erinnerungen und Erfahrungen aus diesem Kriege niederschreiben.

Gauleiter Bürckel gestorben

Sein Name mit Großdeutschland ewig verbunden

dnb Berlin, 29. September

Gauleiter und Reichsstatthalter Josef Bürckel verstarb nach kurzer Krankheit an den Folgen einer Lungenentzündung in Neustadt-Weinstraße. Der Führer ernannte den bisherigen Dienstleiter in der Parteikanzlei Willi Störh zu stellvertretenden Gauleiter und beauftragte ihn mit der Führung des Gaues Westmark.

Josef Bürckel wurde am 30. März 1895 in Lingenfeld bei Gernersheim (Pfalz) geboren. Das schwere Los, das das deutsche Vaterland durch den verlorenen Krieg und den Frieden von Versailles und die Pfalz noch im Besonderen durch die französische Besetzung durchzumachen hatte, trieb Bürckel schon 1921 in die Bewegung, die Adolf Hitler in München ins Leben gerufen hatte. Am 12. 3. 1926 wurde er Leiter des Gaues Pfalz der NSDAP. In einem sehr geschickt und systematisch geführten Kampf hat er im Laufe der Jahre die Pfalz den Ideen des Separatismus und dem Kommunismus entrissen und sie dem Nationalsozialismus zugeführt. 1934 wurde er zum Saarbevollmächtigten der Reichsregierung ernannt und dann zugleich zum Reichskommissar für die Rückgliederung des Saargebietes bestellt. Seiner tatkräftigen Organisationskunst bei der Saarabstimmung ist ein wesentlicher Anteil an dem Abstimmungserfolg zuzuschreiben.

Unmittelbar nach dem Anschluß Österreichs an das Reich, am 13. 3. 1938, beauftragte der Führer und Reichskanzler Bürckel mit der kommissarischen Leitung der Partei in der Ostmark sowie mit der Vorbereitung der Volksabstim-

mung über den Anschluß. Er konnte dem Führer am 10. 4. 1938 das nahezu einstimmige Bekenntnis Österreichs zum Reich melden. Am 25. 4. trat Bürckel mit seiner Ernennung zum Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich zusammen mit dem Reichsstatthalter Dr. Seyd-Inquart an die Spitze einer der staatlichen Verwaltung in Österreich.

Als am 31. 1. 1939 der bisherige Gauleiter von Wien, Odilo Globocnik, auf seinen Wunsch von seinem Amt entbunden wurde, beauftragte der Führer Bürckel unter Beibehaltung seiner sonstigen Ämter auch mit der Leitung des Gaues Wien und Mitte Februar 1939 auch mit der kommissarischen Leitung der Zivilverwaltung in Mähren. Mit dem 4. 5. 1939 übernahm er dann in Vollzug des Ostmarkgesetzes die Leitung der Geschäfte des Reichsstatthalters und der österreichischen Landesregierung.

Nachdem ihm im Dezember 1939 vom Führer das Schutzwall-Ehrenzeichen verliehen worden war, konnte er am 15. 3. 1940 melden, daß seine Aufgaben für die Wiedervereinigung und Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich und der politische Aufbau der Ostmark durchgeführt seien. Mit Einsetzung der Reichsstatthalter in den ostmärkischen Gauen übernahm dann Bürckel am 1. 4. 1940 als Gauleiter-Reichsstatthalter den Reichsgau Wien. Jedoch schon am 8. 8. 1940 ernannte ihn der Führer zum Chef der Zivilverwaltung für das eroberte Lothringen, das so auch personell mit Bürckels Stamm-Gau Saar-Pfalz vereinigt wurde.

Viel geredet, mehr verschwiegen

Churchill vor dem Unterhaus — Seine Taktik: Nur Moskau nicht wehetun und das eigene Volk irreführen!

dnb Berlin, 29. September

Der britische Premierminister Churchill hat dem Unterhaus wieder einmal einen Überblick über die Kriegslage gegeben. Er hat die Abgeordneten mit einem Schwall von Phrasen so eingedeckt, daß dahinter die Dinge, die zur politischen und militärischen Lage Englands hätten erwähnt werden müssen, vollkommen untergingen. Aber das ist ja gerade Churchills Absicht und Taktik: Alles, was ihm unangenehm ist, verschweigt er, oder verdeckt es zumindest hinter leeren Redensarten und viel Worten. So ist denn auch die jüngste Rede Churchills wiederum nicht bemerkenswert durch das, was er gesagt hat, sondern durch das, was er verschwiegen.

Kein Wort über den Südosten

Kein Wort zum Beispiel fand Winston Churchill für die Auslieferung Südosteuropas an den Bolschewismus. Kein Wort in seiner Rede nahm Bezug auf den mißglückten Putsch der nicht zuletzt von London aufgehetzten Warschauer Aufständischen. Dafür finden sich in der Rede umso mehr Verbeugungen vor den bolschewistischen Freunden Englands, wie sich das bei der Churchill-Politik versteht. Für Moskau hat der britische Premierminister viele freundliche Worte gefunden. Er hat die Dinge, in denen die Sowjets empfindlich sind, so zart und vorsichtig wie möglich angefaßt. Er spricht den Sowjets territoriale Änderungen in Osteuropa zu, Änderungen, die zu verbieten England 1939 angeblich den Krieg begonnen hat. Aber was 1939 galt, gilt heute lange nicht mehr, seitdem sich Churchill mit Haut und Haaren dem Bolschewismus verschrieben hat.

Die Auslieferung Polens

„Es werden territoriale Änderungen der Grenzen Polens vorgenommen werden müssen. Sowjetrußland hat das Recht darauf, daß wir es in dieser Sache unterstützen“, erklärte Churchill. Wie anders hat London es dem polnischen Volk 1939 dargestellt! Aber daran darf Churchill heute nicht mehr erinnert werden. „Ich hoffe, daß Mikolajczyk und seine Kollegen baldmöglichst ihre Besprechungen in Moskau wieder aufnehmen werden.“ So heißt es an anderer Stelle der Churchill-Rede. Das bedeutet, daß er die Polen heute an Moskau verweist und sie darüber belehrt, daß London an ihnen nicht mehr interessiert ist. Wenn er jetzt scheinheilig spricht, daß die Sowjets ein Recht auf befreundete Nachbarn im Westen hätten, so versucht er mit dieser vorliegenden Formulierung die Bolschewisierung des von den Sowjets besetzten Teils von Polen zu umkleiden. Damit ihm das Unterhaus auch ja nicht in die Parade fährt, legte er ihm vorsichtshalber gleich den Maulkorb an, indem er erklärte: „Es ist meine Pflicht, das Haus auf die Unannehmlichkeiten und die Gefährdung einer glücklichen Zukunft Polens, die durch eine ungünstige Sprache über die polnischen und sowjetischen Beziehungen im Verlauf dieser Debatte verursacht werden könnte, aufmerksam zu machen.“ Churchill schneidet also von vornherein jede Erörterung über die Polenfrage ab, aus Furcht, es könnten ihm dadurch Unannehmlichkeiten mit den Sowjets entstehen, und die riskiert er nicht.

Die anderen Opfer

Daß die Waffenstillstandsdiktate für Finnland und Rumänien „natürlich den Eindruck des sowjetischen Willens tragen“, erklärt er nur für ganz selbstverständlich. Er zeigt damit selbst, wie weit England sich jeden Rechts gegenüber Moskau begeben hat. Den Bulgaren versetzt Churchill noch nachträglich einen niederträchtigen Fußtritt, ein erneuter Beweis für die Richtigkeit des Wortes: „England liebt den Verrat, aber es verachtet die Verräter.“ In Sofia wird man sich nunmehr darüber klar geworden sein, daß im Stillen etwa gehetzte Hoffnungen auf Unterstützung Lon-

dons gegen die sowjetischen Geflüste nicht zu rechnen ist. Im Gegenteil, es ist Churchill eine wahre Freude, Bulgarien dem Bolschewismus in den Rücken zu werfen.

Zahlen-Gaukeleien

Es gehört schon zum Schema Churchillscher Reden, daß sie mit faustdicken Lügen eingeleitet werden. Das ist so Art dieses politischen Falschspielers, sich gleich den Beifall der Zuhörer zu sichern und einen Nebelschleier über seine Zuhörer zu legen. So leitete denn Churchill auch diese Rede wieder mit erfundenen und erlogenen Behauptungen über die deutschen Verluste im Westen ein. Nach seinen Zahlen wurden mehr deutsche Soldaten im Westen gefangen, verwundet oder seien gefallen, als tatsächlich überhaupt jemals an-

der Westfront eingesetzt worden sind. Im übrigen dürften der britische Premierminister und mit ihm das Unterhaus und das ganze englische Volk durch die Kämpfe bei Arnheim und Aachen darüber belehrt worden sein, daß die deutsche Wehrmacht in alter Frische kämpft und steht, was gar nicht möglich wäre, wenn die von Churchill angegebenen deutschen Verluste auch nur annähernd stimmen sollten.

Interessant an seinen Ausführungen zur Lage im Westen war uns die Mitteilung, daß die britisch-amerikanischen Verluste in Frankreich 235 000 Mann betragen. Wenn man bedenkt, daß Churchill niemals gleich alles gesteht, sondern seine Geständnisse dem englischen Volk gewissermaßen brockenweise reicht und mit dem vollen Geständnis erst herausrukt, wenn Gras über die Angelegenheit gewachsen ist, dann stellt die von ihm bekanntgegebene Verlustziffer immerhin schon ein beträchtliches Teilgeständnis dar. Ver-

mutlich wird er mit der Bekanntgabe der englischen Verluste im Westen genauso verfahren, wie mit den Verlusten durch den deutschen V 1-Beschuß. Da fing er ja bekanntlich auch mit sehr bescheidenen Zahlen an, die sich dann von Mal zu Mal steigerten und schließlich eine ungefähre Vorstellung von dem erschreckenden Ausmaß der Auswirkung des V 1-Beschusses auf England vermittelten.

Verschobene Termine

Bei dem ganzen Phrasengeflöte wird es dem englischen Volk doch nicht entgangen sein, daß Churchill seine Terminversprechungen wieder einmal nicht hat einhalten können. In früheren Reden hatte er England schon für Oktober oder für Weihnachten dieses Jahres den Sieg in Aussicht gestellt. Jetzt hat er den Termin bis auf das Jahr 1945 hinausgeschoben. Angesichts der durch englische Blätter zahlreich belegten englischen Kriegsunlust dürfte diese Pille, die Churchill seinem Volke verabreichte, wenig Behagen auslösen.

100 Sowjetdivisionen abgeschlagen

Der große Abwehrerfolg im Norden — Dort in 14 Tagen mehr als 1000 Panzer und 698 Flugzeuge abgeschossen — Der feindliche Einbruchplan zwischen Emden und Münster gescheitert

Der OKW-Bericht

dnb Führerhauptquartier, 29. September
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Der Versuch des Feindes, durch den gewaltigen Einsatz von Luftlandtruppen das Maas- und Rheinländerne zu überspringen, den Westwall vom Norden zu umgehen und zwischen Emden und Münster in Deutschland einzubrechen, ist gescheitert. Die englische 2. Armee versucht nun, den schmalen, über Emden auf Nimwegen vorgetriebenen Angriffskorps nach Westen und Osten zu erweitern. Dabei kam es auch gestern zu heftigen Kämpfen, besonders an der holländischen Grenze östlich Nimwegen und westlich Venlo. Auch zwischen Antwerpen und Hertogenbosch hat die feindliche Angriffstätigkeit zugenommen. Anfangsfolge des Feindes wurden durch den Gegenangriff deutscher Reserven begrenzt oder beseitigt. Mehr als 40 englische Panzer blieben verschossen auf dem Gefechtsfeld liegen. Demgegenüber traten die beiderseitigen Kampfhandlungen an der übrigen Westfront bis nach Metz zurück.

Nachdem der Feind durch unsere Gegenangriffe aus dem Raum nördlich Lunenburg wieder nach Westen zurückgeworfen war, traten die Amerikaner gestern nördlich Nancy zum Gegenangriff an. Er brachte ihnen außer hohen Verlusten nur geringen Geländegewinn. Im Vorfeld der Westfront nahmen die Angriffe der Amerikaner und Franzosen, besonders beiderseits Epinal und westlich Belfort, an Heftigkeit zu. Es kam zu erbitterten und wechselvollen Waldkämpfen, die aber nur östlich Lure zu einer Zurücknahme unserer Front zwangen.

Von den Festungen, die im Rücken des Feindes von uns gehalten werden, Dünkirchen, Calais mit der Küstenartilleriegruppe Cap Crizenc, Kanalinseln, Lorient, St. Nazaire, La Rochelle, Gironde-Nord und Gironde-Süd, wird zurzeit nur Calais

angegriffen. Die Kämpfe hielten dort mit großer Heftigkeit an. An einzelnen Stellen hat sich der Feind bis an den Stadtrand herangearbeitet. Parlamentäre wurden abgewiesen. In den übrigen Festungen ergaben unsere Truppen durch erfolgreiche Ausfälle ihren Beistand an Waffen und Verpflegung.

In Mittelitalien wurde gestern nordwestlich Florenzula der Monte Battaglia, der der Feind am Vortag genommen hatte, umfassend angegriffen. Es gelang, die feindliche Besatzung abzuschneiden und alle Einsatzversuche des Feindes zu vereiteln. An der Adriafront setzte der Feind seine starken Panzerangriffe auch während der Nacht und während des ganzen Tages, unterstützt durch rollende Luftangriffe, fort. Die eigenen Divisionen wiesen alle Angriffe unter hohen feindlichen Verlusten ab und errangen damit erneut einen vollen Abwehrerfolg.

Im Südosten traten Gebirgsjäger gegen die Sowjets zum Gegenangriff an, die in die Donauschleife westlich Turn-Severda eingebrochen waren. Unter Verlust von 500 Toten und 200 Gefangenen wurden zwei feindliche Regimenter zerschlagen und eine beträchtliche Beute an Waffen eingebracht. In Mittelkroatien nahmen unsere Truppen Schütler an Schütler mit kroatischen Verbänden die Stadt Banjaluks wieder und stellten damit die Verbindung mit der seit Tagen dort abgeschnittenen Besatzung wieder her. Schlachtfelder griffen in Westmähren mit guter Wirkung feindliche Truppenbewegungen und den Nachschubverkehr an. Die Gegenangriffe deutscher und ungarischer Truppen an der ungarisch-rumänischen Grenze zwischen Szeged und Großwarden machten mit Unterstützung der deutschen Luftwaffe gute Fortschritte. Ungarische Panzerjäger erschossen 17 feindliche Panzer ab. Im Nordteil des Szekler Zipsfelds setzten sich unsere Verbände unter Aufgabe von Neumark ohne feindlichen Druck auf den Maros-Abchnitt ab. An den Kämpfen der nördlichen Waldkarpaten wurden

zahlreiche bolschewistische Angriffe abgewiesen und Einbrüche in Gegenstößen beseitigt. Zwischen dem Nordrand der Karpaten und Mitau fanden keine wesentlichen Kampfhandlungen statt. Leichte deutsche Seestreitkräfte nahmen sowjetische Stellungen an der Ostküste der Rigaer Bucht wirksam unter Feuer.

Im Nordabschnitt der Ostfront haben Truppen des Heeres und der Waffen-SS in 14-tägigen erbitterten Kämpfen, wirksam unterstützt durch Verbände der Luftwaffe, während ihrer Absetzbewegungen Durchbruchversuche von über hundert Schützen divisionen und zahlreichen Panzer- und schnellen Verbänden der Bolschewisten vereitelt und dem Feind schwere Verluste an Menschen und Material zugefügt. Mit dem Abschluß von über tausend Panzern verloren die Bolschewisten in der Zeit vom 14. bis 27. September den Bestand von fünf Panzerkorps, Jäger und Flakartillerie der Luftwaffe vernichteten 698 sowjetische Flugzeuge. Führung und Truppe haben sich in dieser harten Abwehrschlacht hervorragend bewährt.

In nordnorwegischen Gewässern versenkten Sicherungsfahrzeuge eines deutschen Geleits ein feindliches Schnellboot und schossen vier Flugzeuge ab; ein eigenes Fahrzeug ging durch Bombentreffer verloren. Im gleichen Seegebiet wurden drei weitere Flugzeuge durch Kampffähren zum Absturz gebracht.

Die feindliche Enttarnung über den gescheiterten Versuch, über Holland in Westdeutschland einzubrechen, macht sich in vermehrten Terrorangriffen gegen deutsche Städte Luft. In Mitteldeutschland entstanden starke Schäden in den Wohnbezirken von Kassel, Dessau, Magdeburg und in mehreren Orten im Raum Halle-Leipzig. In der vergangenen Nacht griffen britische Flugzeuge Braunschweig an. Die anglo-amerikanische Luftwaffe verlor am 28. September durch Jäger und Flakartillerie der Luftwaffe 75 Flugzeuge, darunter 50 vielmotorige Bomber.

Schießereien in Palästina

Mehrere Tote. Juden die Täter
te Lissabon, 29. September

Zahlreiche Polizeistationen in Palästina wurden in der Nacht zum Donnerstag angegriffen, wird amtlich in Jerusalem bekanntgegeben. Es kam zu Explosionen und Schießereien. Dabei wurden ein britischer Korporal und zwei palästinensische Schutzleute getötet. In einigen Polizeistationen wurden nicht explodierte Bomben sichergestellt. In Südpalästina wurde das Waffenlager einer Polizeistation ausgeraubt. Auf der Straße Jerusalem-Jaffa wurde die Leiche eines Arabers gefunden, von dem angenommen wird, daß er in eine Gruppe der Angreifer hineingelaufen ist. Dem Nahost-Expeditionszug werden die Überfälle von Juden verübt, die zum Teil in Uniform waren.

diese Verantwortung tragen, weil ich glaube.“

Als später die Binde abgenommen wurde, sagte der Feldwundarzt plötzlich mit leiser Stimme: „Ich sehe!“ Ich traf ihn am Nachmittag in der Stadt. Seine Frau, die ihn noch am Arm führte, so, wie sie es nun seit über einem halben Jahr gewohnt gewesen war, machte ihn gerade auf eine Stufe aufmerksam. Da fuhr er wie fast unfreudlich an: „Laß doch. Das sehe ich ja.“ Er hatte mit dem Licht die Welt wieder gewonnen.

Cornelius Pfeiffer

Quacksalber und Scharlatan

„Schreiben wie ein Zahnbrecher“ ist eine Redensart, die uns unwillkürlich an den bekannten Aufschneider und Wunderarzt Dr. Eisenbart erinnert, der nebenbei auch als Zahnbrecher die Kunst des Zahnziehens übte und diese auf Märkten und öffentlichen Plätzen unter großem Lärm vorführte. Jemal, der sich für etwas ausgiebt, ohne es zu sein, der mit Kenntnissen, Geschicklichkeiten oder Geheimnissen prahlt, die er zu besitzen vorgibt und die Menge damit großsprecherisch zu blenden sucht, nennt man einen Quacksalber. Dieses aus dem Niederländischen stammende Wort „kwakzalver“ bedeutet einen wie eine Ente quakenden, prahlenden Salben- oder Theriakhändler, der aufscheiderisch allerhand Salben, Essenzen, Säfte, Wurzeln und Kräuter zur Heilung aller nur denkbaren Krankheiten feilbietet. In Goethes Faust

I heißt es: „Zieh ich wie einen Kinderzahn den Burschen leicht die Würmer aus der Nase“, in Erinnerung an die Scharlatane des 17. und 18. Jahrhunderts. „Scharlatano“, abgeleitet von ciarlare — schwatzen, nannte man im Italienischen den umherziehenden quacksalbernden Scharlatan, der von Schmeicheleien herab Leute, die er als körperlich oder geistig krank vorstellte, zur Beilegung des Publikums von ihren Leiden heilte, indem er die Krankheitsursache, den Wurm im Gehirn, durch die Nase herauszog. Heute verstehen wir sowohl unter Quacksalber als auch unter Scharlatan den Begriff eines unberechtigt ärztliche Tätigkeit ausübenden Kurfischers oder eines markt-schreierischen und gauklerischen Groß-sprechers, Schwätzers und Lügners.

Himmler empfing Wlassow

Einsatz der russischen Befreiungsarmee
dnb Berlin, 29. September

Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler empfing in einer Feldkommandostelle den Führer der russischen Befreiungsarmee, General Wlassow, zu einer längeren Besprechung. In dieser von vollster Übereinstimmung getragenen Zusammenkunft wurden Fragen und Maßnahmen zwecks Einsatzes aller Kräfte des russischen Volkes im Kampf für die Befreiung ihrer Heimat vom Bolschewismus besprochen.

Kroatiens Weg vorgezeichnet

Ansprache des Außenministers
dnb Agram, 29. September

Zum Jahrestag des Dreimächtepaktes hielt der kroatische Außenminister Dr. Mehmed Alajbegowitsch eine Rundfunkansprache, in der er erklärte:

Schon vor der Wiedererrichtung des kroatischen Staates hat das kroatische Volk, an die in Versailles geschiedenen Ketten gebunden, in dem Dreierpakt ein Instrument gesehen, das berufen ist, in Europa und Ostasien den Völkern gerechte Lebensbedingungen zu schaffen. Kroatien ist sich der Bedeutung seines Beitritts zum Dreierpakt, durch den seine Zähigkeit zur Eigenstaatlichkeit eine internationale Würdigung erfährt, voll bewußt. Die Erfüllung der sich aus diesem Pakt ergebenden Verpflichtungen ist eine Ehrensache der kroatischen Nation. Kroatien hat sich durch seinen Beitritt zum Dreierpakt den Weg in eine sichere Zukunft geschaffen. Einen anderen Weg gibt es nicht, denn jeder andere Weg bedeutet Kapitulation, heißt also sich selbst aufgeben. Eine Bürgschaft für den Bestand des kroatischen Volkes haben wir nur, indem wir an der Seite der Dreierpaktmächte im Kampf aushalten. Der Dreierpakt ist die moralische Basis unseres Kampfes. Wir werden ihn an der Seite unserer Verbündeten bis zum Endsieg führen.

Pakttreue Bulgaren

dnb Berlin, 29. September

Die nationale bulgarische Regierung weist den Verrat einer feigen Regierung zurück und erklärt auf neue die Zugehörigkeit Bulgariens zum Dreimächtepakt sowie ihre unerschütterliche Entschlossenheit, im Geiste und den Bestimmungen des Dreimächtepaktes getreu den Kampf an der Seite Deutschlands bis zum Endsieg fortzusetzen. Sie weiß sich als einzige und wirkliche Vertreterin der Interessen des bulgarischen Volkes bei diesem Entschluß mit den Gefühlen und dem politischen Willen des bulgarischen Volkes einig.

Das nationale Rumänien

dnb Berlin, 29. September

Horia Sima erklärte in einer Rede zum vierten Jahrestag des Dreimächtepaktes: „Die nationale rumänische Regierung, die allein berechtigt ist, im Namen des rumänischen Volkes zu sprechen, will sie allein den Willen des Landes und die Seele des rumänischen Volkes darstellt, erneuert in feierlicher Form die Zugehörigkeit Rumäniens zum Dreimächtepakt und erklärt, daß sie den Kampf an der Seite des nationalsozialistischen Deutschlands und aller anderen Mächte dieses Bündnisses weiter führen wird, gleichgültig wieviel Opfer dieser Krieg fordern und gleichgültig, wie lange er dauern wird. Die nationale rumänische Regierung ist überzeugt, daß der Endsieg nur den Dreierpaktmächten gehören wird. Sie ist davon überzeugt, daß die Zukunft des rumänischen Volkes nur in enger Verbindung mit diesen Mächten gesichert werden kann.“

Gandhi—Jinnah-Verhandlungen gescheitert. Die in Bombay seit mehreren Wochen sich hinziehenden Verhandlungen zwischen Gandhi als Vertreter des Indischen Nationalkongresses und dem Präsidenten der Moslemliga Jinnah wurden ergebnislos abgebrochen.

Druck und Verlag Marburger Verlags- und Druckerei-Ges. m. b. H. — Verlagsleitung Egon Baumgartner, Hauptschriftleitung Anton Gerschack, beide in Marburg a. d. Draa, Badgasse 6.
Zur Zeit für Anzeigen die Preisliste Nr. 3 gültig!

Heimkehr aus der Nacht

Am späten Abend, als das Licht nur noch im Westen glomm und die Bäume ihre zerfetzten Äste wie schwarze Finger klagend in das Blaugrün des verdämmenden Abends hoben, wurde die tiefe Stille jäh unterbrochen. Es fiel ein einziger Schuß. Die 10.5er, die vom Feind herkommend in das kleine Dorf ostwärts von K. einfuhr, jagte vor sich den Knall des Abschusses und das Rauschen ihres Näherkommens her. Doch war die Zeit zwischen Ankündigung Einschlag und der Überfall dieses einen Geschosses so unvermutet kurz, daß niemand Deckung zu nehmen vermochte. Es geschah also, daß der Feldwundarzt, von dem ich erzähle, unversehens am Kopf verwundet wurde. Als er aus langer Benümmungslosigkeit wieder erwachte, fand er sich verbunden in einem Lazarett. Schon konnte er nichts, denn die Binden hüllten sein Gesicht ein.

Auch in dem Lazarett, in der kleinen schlesischen Stadt, das ihn später aufnahm, mußte er sich mit Sinnes zurechtfinden, deren er sich bisher nur wenig bedient hatte.

Er war blind.

Mit der Zärtlichkeit einer Mutter hatte die Stationschwester es ihm gesagt. Und er hatte es genommen und getragen, so, wie er vieles als Soldat tragen gelernt hatte. Stumm und schweigend.

Wenige Tage später hatte dann seine junge Frau bei ihm gesessen, und er hatte seiner kleinen Tochter schüchtern

und vorsichtig über das Haar gestreichelt und seine Frau dann gefragt, ob sie noch so blond sei, wie damals, als er sie zum letzten Male sah.

Als er dem Stabe nach Ausheilung der offenen Wunden zum ersten Male vorgestellt wurde, kam es plötzlich wie ein Schrecken über ihn, denn dieser Mann, der ihn mit vorsichtigen Händen zu einem Stuhl geführt hatte und ihn dann eingehend untersucht, dieser Fremde, von dem er nichts kannte, als die tiefe Stimme und die Hände, die er geführt hatte, sagte plötzlich: „Wenn Sie Geduld haben, Feldwundarzt, sehr viel Geduld, vielleicht schaffe ich es.“

Der Feldwundarzt hatte, als er dann wieder auf seiner Stube lag, dieses Wort gedreht und gewendet, er war jeder Färbung des Tones nachgegangen, der noch in ihm schwang und der sich tief in seiner Erinnerung eingegraben hatte. Das hieß nichts anderes, als daß er vielleicht wieder sehen würde, irgendwann, eines Tages. Ja, wenn es auch nur ein Lichtschimmer wäre, dachte er, oder ein undeutliches Bild.

Als er das zweite Mal dem Arzt vorgestellt wurde, wagte er es nicht, Genaueres zu fragen, aus Furcht, einen Hoffnungskeim zu zerstören.

Dann aber, nach der zweiten Operation, nahm ihn der Arzt wieder bei der Hand und sagte: „Wenn wir beide Geduld haben, werden wir es schaffen.“ Da wußte er, daß er wieder sehen würde. Dieser Glaube trug ihn über acht Mo-

nate und erfüllte ihn. In diesem Glauben ertrug er die Schmerzen der Operationen.

Ich sprach mit dem Arzt an dem Dienstagmorgen, an dem die Entscheidung fallen mußte. Ich meinte, es sei doch für ihn ein Übermaß von Verantwortung, über acht Monate lang den Glauben eines Menschen zu nähren, ohne selbst sicher sein zu können, ob seine ärztliche Kunst den Sieg über die Nacht erringen werde. „Wir wissen viel“, sagte der Stabsarzt aber nicht alles. Deshalb müssen wir glauben. Das ist das Gesetz des Menschen. Ich kann

„Schreiben wie ein Zahnbrecher“ ist eine Redensart, die uns unwillkürlich an den bekannten Aufschneider und Wunderarzt Dr. Eisenbart erinnert, der nebenbei auch als Zahnbrecher die Kunst des Zahnziehens übte und diese auf Märkten und öffentlichen Plätzen unter großem Lärm vorführte. Jemal, der sich für etwas ausgiebt, ohne es zu sein, der mit Kenntnissen, Geschicklichkeiten oder Geheimnissen prahlt, die er zu besitzen vorgibt und die Menge damit großsprecherisch zu blenden sucht, nennt man einen Quacksalber. Dieses aus dem Niederländischen stammende Wort „kwakzalver“ bedeutet einen wie eine Ente quakenden, prahlenden Salben- oder Theriakhändler, der aufscheiderisch allerhand Salben, Essenzen, Säfte, Wurzeln und Kräuter zur Heilung aller nur denkbaren Krankheiten feilbietet. In Goethes Faust

Aus dem Kulturleben

In Judentum veranstaltete die Volksbildungsstätte eine Gedächtnisstunde, die dem jüngst verstorbenen, steirischen Dichter Hans Klöpfer gewidmet war, den wechselvollen Lebensweg des Dichters zeichnete und auserlesene Stellen aus seinen Werken, vor allem aus seiner Mundartdichtung vermittelte. Die Gedächtnisstunde wurde durch den Rundfunk übertragen.

Im Jahre 1700 baute Adolph Bach in Reyenburg sein erstes Klavier. Der von ihm damals gegründete Instrumentenbaubetrieb war die Wiege der nunmehr 150 Jahre bestehenden ältesten deutschen Pianofortefabrik Rudolf Bach Sohn. Durch fünf Generationen hat sich das frühzeitig nach Wuppertal verlegte Unternehmen stets vom Vater auf den Sohn vererbt und weit über hunderttausend Klaviere und Flügel der Firma haben seit der Gründung ihren Weg in die Welt angetreten.

Das Buch „Wandlung und Sinn“ des Schauspielers Friedrich Kayßler, das eine Sammlung von Aufsätzen des Künstlers über die Probleme der Schauspielkunst umfaßt, ist bei Rütten und Loening in dritter erweiterter Auflage erschienen.

Unter dem Titel „Shan Shui“ erscheint von Ernst Diez im Wilhelm-Andermann-Verlag Wien ein Buch, das ein anschauliches Bild der chinesischen Landschaftsmalerei von ihren Anfängen bis jetzt gibt.

Hans Gerhard Evers läßt seiner Rubens-Biographie ein neues Werk „Rubens und seine Zeit“ folgen.

Landwirtschaft

Vernichtet die »Narrenpflaumen«

Schon ehe die Pflaumen reif sind, tauchen zuweilen zwischen den gesunden Früchten merkwürdig aussehende Gebilde auf, die man »Narren«, »Taschen« oder »Hungerpflaumen« nennt. Sie sind graugrünlich, sehen häßlich und unförmig aus, enthalten keinen Kern und sind in ihrem Innern mit einem Pilzflechteflechte durchzogen, das schließlich nach außen tritt. Die runzelige Oberfläche dieser Früchte bedeckt sich mit einem weißen Flaum, aus dem sich die Pilzsporen entwickeln, durch die der Pilz weiterverbreitet wird. Nicht selten kommt es auch vor, daß die Zweige, an denen die »Narren« sitzen, von dem Pilzflechte durchwachsen und ebenfalls in ihrem normalen Wachstum gehindert sind. In diesen Zweigen überwinterndes Pilzgeflecht, um im Frühjahr dann von neuem die Zweige und Fruchtanlagen zu schädigen. Wenn man daher am Pflaumenbaum solche Mißbildungen entdeckt, darf man sie nicht hängen lassen, sondern muß sie abbrechen und vernichten. Auch bereits erkrankte Zweigstücke sind abzunehmen, um dem Wiederauftreten und der Verbreitung der Krankheit vorzubeugen.

Vor Brandgefahr seid auf der Hut, schützt Korn und Heu vor Feuer gut!

Schlechte Hennen auslesen

In der Hühnerwirtschaft ist der Gesundheitszustand der Tiere von entscheidender Bedeutung für die Leistung. Schwächlinge, Kümmerer, Spätbrüter und Kranke müssen sofort ausgemerzt werden. Am besten erreicht man einen beständigen guten Gesundheitszustand durch vierwöchentliche Sortierung der Tiere. Dabei bedeutet es nicht viel, wenn infolge anfänglicher Unsicherheit bei dieser Arbeit einmal eine leidlich gute Henne mit unter das Messer gerät. Das einzelne Tier stellt keinen allzu großen Wert dar, aber es gefährdet die ganze Zucht, wenn es als Krankheitsträger dazwischen lebt. Gerade jetzt sollte jede Landfrau sich das immer wieder sagen und Tiere mit den geringsten Krankheitssymptomen unverzüglich schlachten. Zu einer erfolgreichen und durchgreifenden Sortierung des Geflügels stellen sich die Geflügelzuchtberaterinnen gern zur Verfügung.

Wunderwelt deutscher Pflanzenzucht

In den letzten Jahren werden auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung und der Entwicklung schon bestehender Arten wahre Wunderwerke geschaffen, die sicher noch mehr Aufsehen in der Welt erregen würden, wenn sie nicht im Schatten des großen Krieges erblüht wären. Besonders im europäischen Lebensraum setzte sich die Wissenschaft mit großem Eifer dafür ein, daß aus der vorhandenen Bodenfläche ein Höchstmaß an Ertrag gewonnen wird. So gelang es einer deutschen Saatgutzuchtanstalt, von der im nördlichen und mittleren China heimischen Sojabohne, einer der hochwertigsten Nutzpflanzen, Sorten zu ziehen, die für das europäische Klima geeignet sind. Die Umstellung auf den Anbau dieser Sojaarten wird wegen der großen Fetthaltigkeit der Sojabohne und ihres hohen Eiweißgehaltes einen erheblichen Beitrag zum Ernährungshaushalt Europas liefern.

Für das gleiche Gebiet der Ernährung gelang eine Neuzüchtung, der »Tschermak-Kürbis«, der, entstanden in sinnvoller Anwendung Mendelscher Vererbungslehren, gleichzeitig aus seinen Kernen Öl liefert, und zwar in größerer Quantität als die Ölfrucht Raps, und aus seinem Fruchtfleisch wertvolles Viehfutter. Eine andere Neuzüchtung tut der wertvollen Gewinnung zusätzlicher Vitamine Genüge. Ihr Name ist »Obstpaprika«. Der Geschmack dieser neu gezüchteten Obstfrucht liegt etwa zwischen der Tomate und dem Pfirsich. Die Frucht besitzt einen sehr hohen Zuckergehalt. Sie ist tiefrot, fleischig und saftig und übertrifft durch ihren hohen Gehalt an Vitamin C und an Karotin sogar die Apfelsine und die Zitrone. Wenn man die Aussaat dieser neuen Pflanze schon im Dezember unter Glas vornimmt, so liefert sie bereits im April die Ernte, zu einer Zeit also, zu der andere vitaminreiche Früchte fehlen. 22 Gramm des Obstpaprika decken den Tagesbedarf des Menschen an diesem wichtigen Vitamin C. Zu dem gleichen Zweck würden von der Tomate 583 Gramm pro Tag benötigt werden.

Neben diesen drei Züchtungen neuer Pflanzensorten wurde ein Roggen gezüchtet mit hellem Korn, das weißeres Mehl liefert und in der Mehlausbeute auch noch sechs Prozent höher liegt als der bisherige Roggen mit dem graugrünen Korn. Zudem wird bei dieser neuen hellen Roggenart auch noch die Backfähigkeit des Mehles verbessert sein.

Nach diesen Erfolgen zur Intensivierung der landwirtschaftlichen Erträge ist noch ein neues Verfahren zu nennen, das es ermöglicht, den Rübensamen, der normalerweise in einem Bündel von vier bis fünf Pflanzen aufgeht, nur einen Keim treiben zu lassen. Das bedeutet eine große Ersparnis von Arbeitskräften, denn bisher war es nötig, die überschüssigen Rübenpflanzen mühsam mit der Hand zu weizen. Bei ausschließlicher Verwendung dieses neuen einkeimigen Rübensamens wird allein im Gebiet des deutschen Reiches die gewaltige Summe von zwei Millionen Arbeitstagen jährlich eingespart.

Neue Sojabohne, Tschermak-Kürbis, Paprika, heller Roggen und einkeimiger Rübensamen, das ist ein kleiner Ausschnitt aus der Wunderwelt deutscher Pflanzenzüchtung. Aber schon diese ausgewählten Beispiele von Züchtungen neuer Nutzpflanzen schaffen im Verlauf ihrer Verbreitung weitere Nahrung und damit Lebensraum für Hunderttausende, Millionen Menschen.

Die Mädchen

35 in der Au

ROMAN VON E. M. MÜNGENAST

Nachdruckrecht: Wilhelm Heyne Verlag in Dresden

Einmal ertönte ihre weiche Stimme durch das Zimmerchen: »Langsam begreife ich alles, Michael, ganz langsam, weißt du, und nur deswegen, weil wir uns so lieb haben und weil mir der Sinn unserer Liebe ganz gegenwärtig ist.« Sie bedeckte seine Hände mit Küssen. Nach geraumer Zeit ertönte ihre Stimme wieder, jedoch noch weicher, und zwischen manchen Worten zitterten lange Pausen. »Der Sinn unserer Liebe zieht zum Leben hin, drängt zum Tätigsein und zur Arbeit, Michael. Er zieht nicht vom Leben ab. Alles Erreichbare wollen wir erreichen, Michael.«

»Wie wahr, Stefanie! Das Wahre ist nur das Fruchtbare. Alles Unfruchtbare ist Lüge, alles Nutzlose und alles vom Leben Weg- und Abziehende ist das Unwahre, die Lüge!«

»Ja-ja, so ist es!«

Wiederum verstummten sie für lange Zeit.

Dann knipsten sie das Licht an und betrachteten sich mit leuchtenden Augen. Sie trat vor den Spiegel und ordnete das rote Haar. Sie setzte ihren Hut auf.

Er griff nach seiner Mütze.

In den Gängen und auf den Treppen

Die Ernte, die uns bleibt

Als unser Korn wuchs, getränkt vom Regen, gewiegt vom Winde, geküßt von der Sonne, schüttelten wir den Staub des Ostens von unseren Stiefeln. Über den Heiden flammte die Glut des Sommers, die Moore dampften, und die Wälder brannten. Am Erntedanktag, an dem das Korn tausendfältig geborgen ist, blicken wir zurück auf das Jahr unserer Ernte 1944.

Was wir säten, empfangen wir zurück. Dreifältig, fünfältig, ja hundertfältig wuchs uns der Glaube im Herzen, obwohl unsere Kriegssaat dieses Jahr im Hagel stand, im Wolkenbrüchen abgeschwemmt wurde, im Frost verdarb, in Wildfeuern unterging. Ein schlechter

Wir stehen vor den Äckern und müssen von vorn zu bauen beginnen. Gab Gott uns nicht Gelassenheit und Geduld? Gab er uns nicht ein junges Herz, bereit, Erkenntnisse zu sammeln und sie einzufahren als eine heilige Ernte der Weisheit? Die Ernte, die uns bleibt, die das Saatgut für morgen abgibt, die Ernte, die wir im Herzen einbringen, muß uns heute am Tage des Erntedankes besonders nahe liegen. Denn was nützten uns alle Reichtümer unserer Äcker, jeglicher Segen des Himmels, der Schweiß des Bauern, all der Fleiß der Bäuerinnen, wenn wir nur auf die sichtbaren Vorräte an Fleisch und Kartoffeln, an Rüben und Korn denken würden am heu-

ben, aus den Panzern wieder hervorkommen, wenn wir nicht inzwischen selbst Saatgut geworden sind; einmal werden wir aus der Tiefe der Ozeane heraufsteigen, von den Gipfeln der höchsten Wolkenburgen herabkommen, aus allen Breiten des Erdballs wiederkehren, — Soldaten, an die letzte Freiheit gebunden, die nur der Tod als Bruder uns schenkt. Wir werden mit den Werkmännern aus tausend Betrieben, mit den Pionieren der Arbeit, den Millionen tapferer Frauen, die sich in diesen Jahren Lebensbezirke eroberten, die sie nicht wieder abgeben werden, in die Reihen unserer Bauern treten und werden allesamt Bauern genannt werden. Und wir werden das Unkraut jäten und ausfüllen mit schwelgerischer Faust, und es wird uns in unseren Händen brennen, — brennen vor Freude.

In unseren nackten Herzen tragen wir die Ernte, die uns aus dieser Blutzzeit geblieben ist: das Vermächtnis der Toten, die an ihre Wiederauferstehung in uns glauben. — Wir werden leben! — Wir werden den Haß töten, weil er uns töten will. — Wir werden eine Saat werfen, die Liebe heißt. Diese Liebe soll uns Europa, das uns gehört, zu Gärten und Feldern bauen, in denen ein Frieden wohnen wird, den uns niemand mehr entreißen soll. Deutschland aber, wie sein größter Idealist, Friedrich Wilhelm Schiller, in Weimar voraussagte, Deutschland wird die Ernte der ganzen Zeit einbringen!

Kriegsbericht Karl Otto Zottmann, PK

Leichte Fleischschweine bevorzugt

Nach den bisher vorliegenden Durchschnittsergebnissen der Getreideernte und bei der letzten Zeit eingetretenen Entwicklung der Kriegslage ist eine Überprüfung der ernährungswirtschaftlichen Versorgungsplanung für das begonnene 6. Kriegswirtschaftsjahr notwendig geworden. Dies bedingt den Übergang zur Mastung von leichten Fleischschweinen. Aus diesem Grunde hat die Fleischmast gegenüber der Fettmast eine weitere preisliche Bevorzugung erfahren. Durch eine Anordnung ist der Preis für die schweren Schweine der Schlachtwertklassen A, B1 und B2 um 1 RM je 50 Kilogramm lebend herabgesetzt und damit dem Preis für die Fleischschweine der Schlachtwertklasse C angeglichen worden. Ferner wurde die Gewichtsspanne der Schlachtwertklasse C von bisher 100—119,5 auf 90—119,5 kg Lebendgewicht erweitert, so daß als Lebschweine jetzt nur Tiere im Gewicht von 80—89,5 kg gelten. Die neuen Preise treten erst am 15. Oktober 1944 in Kraft um den Mästern die Ablieferung schwerer Schweine zu den bisherigen Preisen zu ermöglichen. Die Preisveränderung gebot auch die Festsetzung neuer Ausgleichsbeträge. Künftig wird für über 90 kg schwere Schweine ein einheitlicher Ausgleichsbetrag von 27 RM und für leichtere Tiere von 1 RM je Stück bezahlt. Der Anpassung der Schweinepreise an die zur Verfügung stehenden Futtermittel wurde ferner durch eine Herabsetzung des durchschnittlichen Ablieferungsgewichts je Schwein bei den Schweineumlagen und bei den laufenden Schweinelieferungsverträgen um 10 kg Rechnung getragen.

Untersucht die Obstbaumrinden

Sobald die Obstbäume abgeerntet sind, empfiehlt es sich im Interesse einer guten Ernte, die Baumrinden genau zu untersuchen. Bäume, die bereits schon einmal unter Frostschäden gelitten haben, aber wieder gesunden, bedürfen ganz besonderer Beobachtung. Die gesunden Stellen sind zwar von einer neuen Rinde überwachsen, die aber stark wasserhaltig ist. Aus diesem Grunde ist sie sehr frostempfindlich. Sie sollte nach der Ernte mehrmals mit entsäuertem Baumteer oder einem ähnlichen Mittel überstrichen werden, oder man verpackt sie vor Eintritt der Frostperiode gut mit Stroh und Sackleinen bzw. einem sonstigen Stroh Stoff.

An den Süd- und Südwestseiten der Bäume treten oft sogenannte Frostplatten auf. Auch sie müssen regelmäßig kontrolliert werden, sobald die kalten Nächte einsetzen. Sofern die Rinde vertrocknet ist, muß sie vorsichtig abgestoßen werden. Das ist besonders an den Ansatzstellen von Zweigen, Ästen



Einbringen der Erntekrone

Die Steiermark voran

Die Landesbauernschaft Steiermark hat das Gut Kornberg bei Feldbach in Pacht genommen, um darauf eine Lehr- und Versuchsanstalt für Viehhaltung einzurichten. Entsprechende Maßnahmen zur Umstellung des 448 ha großen Betriebes auf seinen neuen Zweck wurden bereits in Angriff genommen. Vor allem werden unter Beibehaltung der Brötefeldfläche die Anbauflächen für Gemüse und Hackfrüchte bei gleichzeitiger Verringerung der Futtergetreidefläche vermehrt. Da neben den Lehrgängen auf dem Gebiete der Viehhaltung auch praktische Maschinenkurse geplant sind, kommt auch eine größere Zahl neuzeitlicher Maschinen zur Aufstellung. Mit der Ausbildung von Stall- und Melkhefern wurde bereits begonnen; monatlich werden zwanzig Helfer zur Ausbildung zugelassen. Sobald sich durch diese kurzfristige Ausbildung der Mangel an solchen Kräften gebessert hat, wird die Lehr- und Versuchsanstalt Kornberg auch mit der Ausbildung von Melkergehilfen und Melkermeistern beginnen. Daneben sind Lehrgänge für die Angestellten des Milchkontrollwesens und der Nachwuchsausbildung sowie für die übrigen Tierzuchtgebiete einschließlich Tierpflege vorgesehen. Auch für den Landbau sind Lehrgänge verschiedener Art geplant. Endlich wird die Lehranstalt noch landwirtschaftlichen Versuchszwecken auf dem Gebiete des Pflanzenbaues, insbesondere des Futterbaues, dienen. Sieben weitere Betriebe der Steiermark sind für den gleichen Zweck zur Verfügung gestellt worden.

Spreu ist eine Zündschnur. Wenn gedroschen wird, liegt die Spreu in dicken Schichten herum, das ist nicht zu vermeiden. Wenn aber irgendwo ein kleines Feuer entsteht, dann ist die Spreu eine Zündschnur, die den Brand zu den Scheunen und Lagerplätzen leitet. Darum sollten Besen nicht nur bereit gehalten, sondern auch gebraucht werden. Mit ein paar Strichen sind die Gefahren beseitigt und die Zündschnur ist ausgetreten.

oder Knospen erforderlich. Bei starker Kälte bilden sich in der Rinde leicht Risse. Vorjährige Schäden reißen am leichtesten wieder auf. Frostspalten werden bis auf die gesunde Rinde aufgeschnitten und mit entsäuertem Baumteer überzogen. Bereits vernarbte Rissstellen müssen ebenfalls immer wieder bestrichen werden, von der Einbringung der Ernte ab wenigstens monatlich einmal, da die Sonne eintrocknet. Der Regen die behandelten Stellen immer wieder auswascht.

Gleichzeitig gilt die Aufmerksamkeit auch den Insekten und ihrer Eiablage, Raupen, Maden und Larven. Im Winter benutzt man wärmere Tage, wenn es laut oder sobald die Sonne wärmer scheint, vor allen Dingen für derartige Baumkontrollen, um vorzubeugen, denn an solchen Tagen beginnt sich neues Leben zu regen, das aber den Bäumen schadet. Sie werden eine solche gewissenhafte Kontrolle mit einer reichlichen Ernte belohnen.

Wie er denn vergessen habe? Etwas sehr Wichtiges! Er komme schnellstens zurück! Damit verschwand er.

Stefanie Uth trat in den Torweg und ließ den Strom der Menschen an sich vorbeiziehen. Aus dem Hof, in den der Torweg führte, drang der heitere Lärm mehrerer Unterhaltungen. Einmal kamen zahlreiche Soldaten mit lachenden Mädchen von der Gasse in den Torweg und verschwanden im Hof. Sie trugen Körbe mit Bierflaschen. Stefanie hörte sie das Hinterhaus hinausrufen, daß man in der Wirtschaft habe warten müssen, da sie überfüllt gewesen; der Wirt wisse nicht mehr, wo ihm der Kopf stehe; einen solchen Trubel habe er noch nie erlebt. Stefanie war zurückgetreten, um einen Blick in den lauschigen Hof zu werfen, und als sie wieder zur Straße schritt, um sich die vorbeiziehenden Menschen zu betrachten, erschrak sie und blieb im Schatten des Torbogens stehen. Ein großer Mann in hellem Anzug war vorbeigegangen, und dieser Mann war kein anderer als der Vetter Otfried Morell. Sie trat aus dem Torweg und blickte ihm nach. Ja, er war es! Was suchte er in Hall? Wie? Waren auch Mama und die Schwestern hierhergekommen? Hatte er sie im Wagen hierhergebracht? Oh, dann hatten sie sicherlich nach ihr gesucht und bei ihrer Freundin im Rosenbühl nach ihr gefragt!

Diese und andere Überlegungen blitzten ihr durch den Kopf. »Neins, sprach sie zu sich, weder Mama noch meine Schwestern kämen je auf den Einfall, mich gerade heute aufzusuchen. Gabriele würde es in jedem Fall verhindern, und Mama erst recht. Morell ist bestimmt allein hier. Von mir aus! Und doch blieb ein ungutes Gefühl zurück, da sie den Vetter nicht mehr leiden mochte.

Michael Krüger kehrte zurück. »Alles erledigt!« rief er glücklich lachend, und sie spürte, wie ihn tiefe Befriedigung erfüllte. Dann sagte er: »Nun wollen wir irgendwo eine Flasche Wein trinken, Stefanie, aber ich fürchte, wir werden nirgends ein Plätzchen erwischen! Alle Lokale sind überfüllt.«

Er legte den Arm um ihre Schulter. Sie schlenderten die Herrengasse hin- und her. Wenn sie in die offenen Fenster der alten Häuser blickten, bot sich immer das gleiche Bild: Die ganze Familie war mit ihren Soldaten um den Tisch versammelt, trank und plauderte in freudiger Erregung. Hier und da war auch ein Junge zu sehen, der mit erhitzten Wangen und leuchtenden Augen das schwere Gewehr eines Soldaten vor sich hielt, hochhob, schaltete und sich alles Wissenswerte erklären ließ.

Sie erzählte ihm, daß sie Morell gesehen habe und fürchte, ihm zu begegnen. »Ach, Morell!« rief er aus, und sie berichtete ihm, daß er ihr Vetter sei und sich gegenwärtig in der Au aufhalte. Er kannte Morell und war ihm in Stuttgart häufig begegnet.

ist der Pranger.« Und der ältere Herr führte die Soldaten auf verschlungenen Pfaden durch die nächtliche Stadt voll Jubel und Trubel und zeigte und erklärte ihnen viele Sehenswürdigkeiten. In ihrer Erinnerung blieben die Weinschenke hatten, wo Dr. Faust einst mit dem Salzdiener gezecht haben soll, und der Haalplatz mit dem Haalbrunnen, die Unterlumpurger Vorstadt mit der gotischen Kirche, das alte Spital der Schenken, der ehemalige Gasthof zur Traube, in dem Prinz Eugen abgestiegen war, die Gelbinger Vorstadt, der Jostenturm und das Färberhaus, das Badtörlein, die alte Rüst-kammer mit dem Diebsturm, die Henkersbrücke, der Johanniter-Komturhof und noch vieles andere mehr.

Und als er die kleine Schar seiner Zuhörer wieder auf den Marktplatz zurückgeführt hatte, deutete er auf das Gewoge, nickte allen freundlich zu, meinte, daß sie sich nun auch den Freuden des Mandoverballs hingeben sollten, und verschwand in der Menge, ehe man ihm für die hochinteressante Führung danken konnte.

Arm in Arm gingen Stefanie und Michael umher.

In der dichtbelebten Herrengasse blieb er stehen und meinte, daß er etwas vergessen habe. Er müsse es unbedingt erledigen, und zwar sofort, sie solle hier im Torweg, wo sie gerade standen, auf ihn warten, er sei in spätestens einer Viertelstunde wieder bei ihr.

Was er denn vergessen habe? Etwas sehr Wichtiges! Er komme schnellstens zurück! Damit verschwand er.

Stefanie Uth trat in den Torweg und ließ den Strom der Menschen an sich vorbeiziehen. Aus dem Hof, in den der Torweg führte, drang der heitere Lärm mehrerer Unterhaltungen. Einmal kamen zahlreiche Soldaten mit lachenden Mädchen von der Gasse in den Torweg und verschwanden im Hof. Sie trugen Körbe mit Bierflaschen. Stefanie hörte sie das Hinterhaus hinausrufen, daß man in der Wirtschaft habe warten müssen, da sie überfüllt gewesen; der Wirt wisse nicht mehr, wo ihm der Kopf stehe; einen solchen Trubel habe er noch nie erlebt. Stefanie war zurückgetreten, um einen Blick in den lauschigen Hof zu werfen, und als sie wieder zur Straße schritt, um sich die vorbeiziehenden Menschen zu betrachten, erschrak sie und blieb im Schatten des Torbogens stehen. Ein großer Mann in hellem Anzug war vorbeigegangen, und dieser Mann war kein anderer als der Vetter Otfried Morell. Sie trat aus dem Torweg und blickte ihm nach. Ja, er war es! Was suchte er in Hall? Wie? Waren auch Mama und die Schwestern hierhergekommen? Hatte er sie im Wagen hierhergebracht? Oh, dann hatten sie sicherlich nach ihr gesucht und bei ihrer Freundin im Rosenbühl nach ihr gefragt!

Diese und andere Überlegungen blitzten ihr durch den Kopf. »Neins, sprach sie zu sich, weder Mama noch meine Schwestern kämen je auf den Einfall, mich gerade heute aufzusuchen. Gabriele würde es in jedem Fall verhindern, und Mama erst recht. Morell ist bestimmt allein hier. Von mir aus! Und doch blieb ein ungutes Gefühl zurück, da sie den Vetter nicht mehr leiden mochte.

Michael Krüger kehrte zurück. »Alles erledigt!« rief er glücklich lachend, und sie spürte, wie ihn tiefe Befriedigung erfüllte. Dann sagte er: »Nun wollen wir irgendwo eine Flasche Wein trinken, Stefanie, aber ich fürchte, wir werden nirgends ein Plätzchen erwischen! Alle Lokale sind überfüllt.«

Er legte den Arm um ihre Schulter. Sie schlenderten die Herrengasse hin- und her. Wenn sie in die offenen Fenster der alten Häuser blickten, bot sich immer das gleiche Bild: Die ganze Familie war mit ihren Soldaten um den Tisch versammelt, trank und plauderte in freudiger Erregung. Hier und da war auch ein Junge zu sehen, der mit erhitzten Wangen und leuchtenden Augen das schwere Gewehr eines Soldaten vor sich hielt, hochhob, schaltete und sich alles Wissenswerte erklären ließ.

Sie erzählte ihm, daß sie Morell gesehen habe und fürchte, ihm zu begegnen. »Ach, Morell!« rief er aus, und sie berichtete ihm, daß er ihr Vetter sei und sich gegenwärtig in der Au aufhalte. Er kannte Morell und war ihm in Stuttgart häufig begegnet.

Heimatliche Rundschau

Ein mutiges Herz

Ist es der starke Arm allein, der Schicksale wendet, kämpfend neue Wege bahnt, Schlachten entscheidet und Siege erringt? Wer die Weltgeschichte und die jahrausendealte Geschichte unseres deutschen Volkes befragt, wird gar bald die gebührende Antwort auf diese uns heute mehr oder weniger bewegende Frage erhalten. Hinter starken Armen, die das Schwert hart und furchtgebietend führten, stand immer ein mutiges, unverzagtes Herz und eine hoiende, harrende und gläubige Seele, die, als tausend und aber tausend andere verzagten und von quillender Angst gepiegt, sich in den hintersten Winkel verkrochen, sich stolz über Leid und Not erhob und kühn nach den Sternen griff.

Wo das starke, unverzagte Herz den Mann zu entschlossenem, kühnem Handeln rief, fielen die Bindungen an den kleinen Zeitgeist, schwindet der letzte Rest allzumenschlicher Furcht und niedriger Feigheit. Hier entpuppt sich der Mensch erst wahrhaft als Ebenbild des Göttlichen auf dieser Welt. Nur auf diesem reinen Urgrunde der unverdorbenen Seele und des tapferen Herzens erwachsen die Großen unserer Geschichte. In diesem Geiste der Kraft erlocht, als alles schon verloren schien, der einsame Preußenkönig trotz der mächtigen Überzahl seiner Feinde auf preußischem Boden die glänzenden Siege der Weltgeschichte, bäumten sich Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Schill, Lützow und Netelbeck gegen den niedrigen Zeitgeist der Unterwürfigkeit auf und brachen die Ketten des korsischen Joches. Der gleiche Geist besaßte das unsterbliche Heldentum des deutschen Soldaten im ersten Weltkriege.

Wenn einst die Geschichte dieses Krieges mit seinen glänzenden Siegen, aber auch schweren und schwersten Prüfungen und Rückschlägen geschrieben wird, wird sicherlich auch von der Bewährung des tapferen und unverzagten Herzens die Rede sein. Helden wachsen nicht im lauten Schwall und Gerede der Gassen. Sie reifen in der Stille und stehen hoch, hehr und einsam über der behäbigen Alltagsmeinung. Sie erfüllen, ohne viel darüber zu reden, drinnen wie draußen ein Übermaß von Pflichten, getrieben von der Kraft einer starken Seele, erfüllt vom allein verbindlichen Befehl des Gewissens. Innerhalb als wahren Rittern wider Tod und Teufel gehört am Ende auch der Sieg, der niemals erbeten oder gar mit schönen Worten errungen werden kann, sondern mit dem Opfer der Besten unseres Volkes erkämpft werden muß.

Kundgebung in Brunnord

Im Rahmen der vom Steirischen Heimatbund durchzuführenden 33 Versammlungen im Kreise Marburg-Stadt fand gestern eine Versammlung in der Ortsgruppe Brunnord statt. Nach Eröffnung durch den Ortsgruppenführer P. Scheuwer, ergriff Kreisführer Strobl das Wort. In rücksichtsloser Offenheit befaßte er sich mit der militärischen und politischen Lage und verschwiegen nicht den Ernst der Situation. Der Kreisführer betonte, jeder habe auf dem Platze zu stehen und ausnahmslos seine Pflicht zu erfüllen, wo er hingestellt wurde. Kreisführer Strobl wendete sich dann der Banditenfrage, als dem vordringlichsten Problem der Untersteiermark, zu. In seinen weiteren Ausführungen erläuterte er dann die notwendigen Maßnahmen.

Todesfälle. In Freigraben 99 verschied die 25jährige Hausfrau Maria Budler. — In Fall starb der Betriebsführer-Stellvertreter Ing. Franz Wender, 40 Jahre alt. Sein Leichnam wird nach Graz überführt.

Die Banditen und ihr Britengeneral

Ein Tatsachenbericht aus Niederkrain

In Niederkrain saß heuer an einem Frühjahrsabend unweit Krainsko brdo in einer Hütte der »Stab« einer kommunistischen Banditen-Brigade beisammen. Man wollte in der kommenden Nacht Krainsko brdo überfallen, das von der heimattreuen Krainer Landeswehr besetzt war. Und weil die Banditen dann den Sieg mit einer ihrer bekannten »gewaltigen Kundgebungen« feiern wollten, die sie »Meetings« nennen, wurde schließlich auch die »tolle Mitzka« zur Beratung gerufen. Wenig gewaschen und mit nicht ganz nüchternen Augen erschienen diese Leuchte der Banditenpropaganda.

Nach ein paar flüchtigen Zärtlichkeiten, die der toten Mitzka reihum zuteil wurden, entwickelte die »Genossin« das Programm für das Meeting bei dem auch sie selbst sprechen wollte. Um aber dieses Meeting zu kräftigen zu gestalten, wurde nach längerem Hin und Her beschlossen, den Bauern von Krainsko brdo auch einen britischen General als Abgesandten des englischen Königs vorzuführen. Hierzu wurde ein Bandit und Landstreicher ausersehen, der unter dem Namen Ciganov Frenk in Krain von früher her ziemlich bekannt war. Die so überaus ehrenvolle Rolle wurde ihm zugeteilt, weil Ciganov Frenk sich eine Weile in Amerika aufgehalten und dort — wenigstens nach der Meinung der Banditen — vortrefflich englisch gelernt hatte. Der Einwand, daß der Mann stottere, wurde vom Politikkommissar mit dem sehr treffenden Bemerkung abgekan, daß, soviel er wiesse, auch Engländer stottern können.

Abends, bevor noch die Banditen zum Überfall aufbrachen, kam die Meldung, daß in Krainsko brdo fünf Kampfwagen der Landeswehr eingefahren seien und daß diese zum Abmarsch rüste. Über solche Nachricht hocherfreut, warteten die Banditen auf den Abzug der Truppen und besetzten dann kampflos den Ort.

Auch in Marburg jeder sein eigener Kellner

»Herr Ober, bitte zahlen!« »Fräulein, eine Schale braun!« »Bitte, eine Flasche Bier!« Diese Rufe sind verstummt in den Marburger Kaffeehäusern. Jeder ist sein eigener Kellner, sein Ober oder die eigene Kellnerin geworden.

Selbstbedienung! Nun, sie ist keine neue Erfindung, diese Einrichtung. Sie hat sich jetzt aus kriegstechnischen Gründen nur vereinfacht. Im tiefen Frieden gab es schon in den Großstädten zahlreiche Gaststätten, die Selbstbedienung eingeführt hatten. In Marburg war es das Eingetribenbüf, in dem sich die Gäste ihre gewählten Eßwaren oder den »Mokka« selbst von der Theke holten.

Nun ist die Selbstbedienung seit einigen Tagen allgemein geworden und das Bild in unseren Kaffeehäusern hat sich etwas geändert. Zwar sitzen die Gäste noch immer behaglich in den Ecken, plauschen und blättern in Zeitungen und Zeitschriften aber da sieht man ab und zu ein Mädel oder einen Herrn dem Kaffeeschank zustreben, vor dem ein Tisch aufgestellt ist. Dahinter thronet der »Herr Ober« vor einer Registrierkasse, ähnlich dem Direktor höchstpersönlich eines kleinen Wanderkioskes und es fehlt nur, daß er eine Glocke läutet und ruft: »Hereinspaziert, meine Herrschaften, hereinspaziert!«

Dorthin allen Männlein und Weiblein,

flüstern ihre Wünsche, bezahlen und dann — beginnt der schwere Weg mit der Tasse, den Flaschen, »Häferln« und Semmeln, von unkundiger Hand geführt, einen schwankenden Tanz aufführend zurück zum Tisch! Man muß vorweg sagen, daß die Männer beim »Servieren« mehr Talent zeigen als die Frauen. Da hat sich mancher von diesen wohl gedacht: »Eigentlich habe ich Talent zum Kellner!« Für unsere Landsler ist die Selbstbedienung ja eine Selbstverständlichkeit — ist sie ihnen ja vom »Mena-geholsen« in Fleisch und Blut übergegangen.

In den kleineren Kaffeehäusern Marburgs geht die Sache ja »gemütlich« zu, dort findet man am meisten Stammgäste, die sowieso mit dem Hausbrauch seit jeher bekannt waren. Schwieriger ist es schon in den größeren Cafés, dort kommt es, besonders zur Abendzeit schon vor, daß man ein bißchen »Schlange stehen« muß, aber der Gäste bunte Folge reiht sich schön artig einer hinter dem anderen und die Sache geht erstaunlich schnell. Ab und zu, in den ersten Tagen dieser Neumeführung kam es schon vor, daß manches »Häferl« zerschlagen wurde. Aber da tröstete man sich mit dem Sprichwort »Scherben bringen Glück!« Viel Hilfsbereitschaft kann man auch

beobachten. Geht ein altes Mutterl zu »Selbstbedienung«, oder ein Kriegsverwehrt — wer von den Gästen würde diesen nicht bereitwillig den Weg zum Schank abnehmen?

Mit Argusaugen beobachtet der »diensthabende« Ober die Schar seiner Schläfen. Oft ist ein mahnendes Wort nötig. »Selbstbedienung, mein Herr!« ertönt seine Stimme. Denn da ist ein Versonnener gekommen, hat sich in eine Ecke gesetzt, trommelt nach einer Weile, die Augenäpfel nach der gewohnten Bedienung rollend, nervös mit den Fingern auf den Tisch der muß zur Wirklichkeit gebracht werden, kommt mit einem Lächeln auch gleich auf sie. Macht der Wohnheit! Daß es auch erstaunlich viel »Ignoranten« gibt, davon wollen wir nicht sprechen, die noch nichts von einer Selbstbedienung gehört haben. Sie sind dann sehr erschreckt darüber, schütteln den Kopf und murmeln: »Aber wieso denn, wieso denn!«

Viel Witz gibt es natürlich auch und heitere Worte bei der Selbstbedienung. So antwortete unlängst ein Gast, durch den Ober auf die Selbstbedienung aufmerksam gemacht: »Aber selbstverständlich, gebens mir nur die Kellerschlüssel, dann bedien ich mich schon selbst!«

H. A.

Kreisführer Strobl vor den Amtsträgern

Im Musiksaal in der Schmiederergasse fand gestern der große Dienstappell der Kreisführung Marburg-Stadt statt. Nach Liedern und Sprüchen ergriff Kreisführer Strobl das Wort zum Thema »Judentum und Rassenfrage der Schlüssel zur Weltgeschichte«. In scharfen Worten rechnete er mit den Machenschaften des bolschewistischen Judentums ab, das nun, wie in allen Ländern, auch hier übergegangen ist, getarnt über die OF, sein Unwesen zu treiben. Durch Propaganda, Gewalt und Terror wollen sie das Chaos herbeiführen um damit den Grund zur Auflösung aller Ordnung zu legen. Erschütternde Beispiele dafür fanden wir in Rumänien, Bulgarien und Finnland und das Ergebnis war die Vernichtung dieser Völker als selbständige Nation. Wir jedoch sind gewarnt und werden konsequent alle jene Maßnahmen treffen, die dazu notwendig sind, um diesem Treiben in der Untersteiermark ein Ende zu bereiten.

Anschließend ergriff Kreisführer Strobl das Wort, um seinen Amtsträgern und Mitarbeitern einen Überblick über die militärische Lage zu geben und alle

jene Anordnungen zu treffen, die im Hinblick auf die zu ergebenden großen Aufgaben notwendig sind. In seiner scharfen, klaren und nüchternen Art um riß er alle Probleme, die sich durch die Tatsache, daß nun das Reich selbst zur Festung geworden ist, in mannigfaltiger Fülle aufdrängen.

Der beste Garant des Wollens unseres Führers sei die Partei. Mit äußerster Härte, aber auch in grenzenloser Hingabe an die Aufgabe werden alle Schwierigkeiten bewältigt werden, bis der Tag kommt, an dem Deutschland wieder das Gesetz des Handelns in die eigenen Hände genommen hat. Bis dahin müssen wir ausharren und uns bedingungslos an dem Platz, an den wir gestellt worden sind, behaupten.

Nachdem der Kreisführer die Sicherheitslage im Unterland erörtert hatte, schloß er mit den Worten: »Die Zeit ist ernst und hart, wir aber wissen auch, daß, komme was kommen mag, Deutschland dennoch siegen wird!«

Mit der Führerehrung und den Liedern der Nation wurde der Dienstappell, der sich zu einer Treuekundgebung für den Führer gestaltete, beendet.

Erfolgreiche Landfrauenkurse

Im Kreis Rann wurden in der Zeit vom 1. Januar bis Ende August 1944 sechzig Fleisch-, Gemüse- und Obstwertungskurse abgehalten. An ihnen nahmen 750 Frauen teil. Gleichzeitig erfolgten Vorführungen mit Wolfsgesäten für die rationelle Gartenarbeit. Die Landfrauen zeigten für die Kurse und Vorführungen reges Interesse.

Appell in Oberradkersburg

Dieser Tage hielt die Ortsgruppe Oberradkersburg im Kreis Luttenberg einen Appell ab, an dem Kreisführer Bauer zu den Amtsträgern und Parteigenossen über die Lage in der Untersteiermark und an den Fronten sprach. Der Kreisführer betonte in seiner Rede, daß jetzt die Feinde die gesammelte Kraft an Menschen und Material einsetzen, um raschmöglichst eine Entscheidung herbeizuführen. Die ernste Zeit, die wir heute durchmachen müssen, ist eine Prüfung an uns, mit der

wir beweisen müssen, ob wir den Platz verdienen, den das Schicksal uns bestimmt hat. Wenn wir diese Prüfung nicht bestehen würden, sind wir nicht wert, als Volk weiter zu leben und werden untergehen. Er rechnete abschließend mit den Meckerern, Angsthäsen und Defaitisten ab. Die Rede des Kreisführers klang in dem feierlichen Glauben an den Endsieg unter der Führung Adolf Hitlers aus.

Vereinfachte Bezugscheine. Zur Entlastung der Wirtschaftsämtler und Kartentellen durch weitere Vereinfachung hat der Reichswirtschaftsminister bestimmt, daß bei Ausstellung von Bezugscheinen aller Art, die an Letztverbraucher gelangen, es nicht mehr der Angaben über den Namen und den Wohnort des bezugsberechtigten Verbrauchers bedarf. Die Bezugscheine sind vielmehr auf den »Inhaber« auszustellen. Das gleiche gilt für den Einkaufsausweis. Bei Ausgabe dieser anonymen Bezugsrechte wird dafür gefragt, daß die Eintragungen

auf den Personal- und Haushaltskarten der Verbraucher und die für die statistischen Meldungen notwendigen Anschreibungen weiterhin vorgenommen werden.

Alle Schutzhütten in Osttirol geschlossen. Nach der Hochsteinhütte und dem Kerschbaumer Almhaus, die bereits vor einiger Zeit ihren Betrieb zugemacht haben, werden nunmehr auch die Karlsbader Hütte und die Lienzer Hütte ihre Bewirtschaftung einstellen. Damit sind dann sämtliche Schutzhütten in Osttirol geschlossen.

In Luftschutzkellern Schornsteinklappen abdichten! Bei der Detonation von Spreng- und Minenbomben in der Nähe von LS-Räumen drückt der entstehende Luftdruck den Inhalt der Schornsteine durch alle undichten Stellen, insbesondere Schornsteinklappen, in den Luftschutzraum. Die Ruß-, Staub- und Rauchentwicklung kann dabei so stark werden, daß die Insassen des LS-Raumes weder sehen noch atmen können. Daher müssen alle Schornsteinklappen, Kamin-schieber usw. durch Filz oder Papier gut abgedichtet sein. Zweckmäßig ist es außerdem, im LS-Raum die Volkegasmaske oder ein angefeuchtes Tuch als Atemschutz stets griffbereit zu haben.

Zuchthaus für versuchte Brandstiftung. Die 35jährige Landwirtin Maria Ramming aus Obertiefenbach, Kreis Hartberg, die mit einem benachbarten Pächter-Ehepaar in Unfrieden lebte, suchte ihrem Haß durch Brandstiftung Luft zu machen. Sie unternahm in einer Nacht zweimal den Versuch, die Streuhütte der Nachbarn in Brand zu stecken, um dadurch auch das unmittelbar angebaute Wirtschafts- und Wohngebäude der Nachbarn den Flammen preiszugeben. Als der erste Versuch gescheitert war, schlich die Angeklagte zum zweitenmal in die Hütte und brachte diesmal Stroh zur Entzündung. Der beabsichtigte Brand entfachte sich jedoch nicht. Diesem Umstand hatte die Angeklagte es zu verdanken, daß das Sondergericht Graz sie nicht zum Tode, sondern lediglich als Volksschädling zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilte. Bei der Verurteilung der Angeklagten fanden ihre bisherige Unbescholtenheit, ihr Geständnis und die gerichtsärztlich festgestellte Verminderung ihrer Fähigkeit, ihrer Einsicht gemäß zu handeln, Berücksichtigung.

TAPFERE UNTERSTEIRER

Aus der Ortsgruppe Marburg V, Kreis Marburg-Stadt, wurden **H-Sturm**mann Alois Schäffer, Grenadier Franz Schäffer und Gefreiter Franz Koren mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet.

Kleine Unfallschreck. Der 24jährige Schmied aus Wachsenberg Josef Horwat zog sich bei der Arbeit Verbrennungen am linken Unterarm zu. — Der 73jährige Kaufmann Hans Andraschitz aus der Karnitzerstraße 23 fiel über die Stiege so unglücklich, daß er sich das linke Bein brach und Verletzungen am Knie zuzog. — Verletzungen am linken Bein erlitt der 28jährige Bäckergehilfe Alois Brus aus Galschnig 17. — Sämtliche Verunfallten wurden ins Marburger Gaukrankenhaus eingebracht.

Zeichengeräte und Reifzeuge für den Schulunterricht. Im Interesse der bestmöglichen Verwertung auch dieser Lehrmittel war bereits vor einiger Zeit angeordnet worden, daß alle Zeichengeräte, wie Reißbretter, Reißschienen, Winkel, Zirkel, Reifzeuge und Rechenstäbe, von den Berufs-, den Berufs- und den Fachschulen ausnahmslos nur für die leihweise Ausgabe an die Schüler und Fachschulstudierenden beschafft werden dürfen. Um für alle Schulen die Belieferung mit den genannten Geräten im notwendigen Rahmen sicherzustellen, hat der Reichserziehungsminister angeordnet, daß künftig bei allen allgemeinbildenden Schulen, bei den Volks-, Haupt-, Mittel- und höheren Schulen entsprechend zu verfahren ist.

Aus Stadt und Land

Marburg. Den Bund fürs Leben haben geschlossen, August Petelinsek und Ida Bagar, Franz Petek und Selva Metschitsch, Johann Onitsch und Josefina Kotnik, Christian Hahn und Martha Krukowsky, Josef Pirkowitsch und Gisela Gibicsar, Othmar Tschepe und Margarete Tomberger, Johann Drusowitsch und Amalie Rantner, Blasius Kaluder und Maria Petrowitsch, Franz Belak und Aloisia Belak, Josef Opreschnik und Emilie Praunspurger, Rupert Strmschek und Johanna Hauptmann.

Leibnitz. Vor einigen Tagen fand im Lichtspielhaus eine Kundgebung der Ortsgruppen Leibnitz-Nord und -Süd statt. Gaudehr Haslinger sprach zum Thema: »Am Ende steht der deutsche Sieg«. Die Ausführungen wurden von den Anwesenden mit Begeisterung aufgenommen.

Entgeltliche Mitteilungen:

Ärztlicher Sonntagsdienst

Marburg: Diensthafende Ärzte: Med. Rat. Dr. Sabadosch, Tegetthofstraße Nr. 1 (Tel. 26-46), für das linke Draufufer; Dr. Konechnigg Anton, Mozartstraße 47, für das rechte Draufufer. Für Zahnkranke: Dr. Alger Erwin, Mellingstraße Nr. 1. Dienstdauer: Samstag von 14—16 Uhr. Diensthafende Apotheke: Stadtpapotheke Sonntag von 8 bis 10 Uhr. Diensthafende Apotheke: Stadtpapotheke Mag. Minarik, Adolf-Hitler-Platz 12.

Cilli:

Dauer: Samstag mittags bis Montag früh 8 Uhr. Diensthafender Arzt: Dr. Potetschan Johann, Cilli, Grazerstraße 24. Diensthafende Apotheke: Kreuz-Apotheke, Cilli, Prinz-Eugen-Straße.

Verdunkelungszeiten:

2. Oktober: 19.30 Uhr Sommerzeit bis 5 Uhr Normalzeit. — 3. bis 8. Oktober: 18.30 Uhr bis 5 Uhr.

verdamnte Meeting! Als die alte Bradatsch sah, daß ihr auch hier nicht gehalten werden konnte, wies sie sich mit dem Schürzenzipfel die Augen und ging unter Verwünschungen auf solche »Befreier« müden Schrittes zurück in ihre ausgeraubte Keusche. Unterwegs sah sie auf der Dorfstraße die Banditen: weber, die stolz mit ihren Kommissaren promenierte, und sie begegnete auch bereits den ersten Bäuerinnen und Bauern, die befehlsgemäß Körbe mit Gebratenem und Gebackenen und Flaschen mit Wein und Schnaps in das Haus des Bürgermeisters trugen. Dort setzten sich dann die Anfänger der Banditen mit den Genossinnen hin zum reichen Mahle.

Es dauerte etliche Stunden, bis die Herren und ihre Damen sich satt gegessen und getrunken hatten, und dann endlich — es war schon spät am Nachmittage — begann im Bürgermeisterraus das Meeting. Zuerst sprach der Politikkommissar im Namen der kommunistischen Partei; er erklärte was die »partija« sei und versuchte die Leute für das »Befreiungsheer« zu begeistern. Dann redete die tolle Mitzka und wenn sie in folge des fetten und stark angefeuchteten Essens das Aufstoßen bekam, dann wurden die Bauern von den Banditen mit Puffen gezwungen, recht »begeistert« zu schreien.

Plötzlich aber herrschte lautlose Stille. Denn langsam hatte sich die Menge ein langer Mensch, hatte am Kinn einen weißen und unter der Nase einen gelben Bart, trug grüne Sonnenbrillen und einen großkrempigen Strohhut. Am Leib hing ihm ein etwas stark abgewetzter schwarzer Rock mit langen Schößen, die gleichfalls schwarzen Hosen steckten in kurzen Stiefeln. Eine ganz schöne Stummelpfeife und ein fast neuer Regenschirm betonten das Englische an dem Mann. Nach der ersten Verblüffung brüllten die Banditen ihr »Tod dem Faschismus!« und die Bauern mühten mitbrüllen. Der Engländer dankte mit geballter Faust, dann schüttelte er den Mitgliedern des Banditen »Stabes«, der toten Mitzka und den anderen Genossinnen die Hände und stieg auf einen Tisch. Der Politikkommissar aber rief: »Ein befreites Land grüßt den Abgesandten der befreundeten britischen Armee, den Generalmajor Mister Jones!«

Der warf sich nun in eine wundervolle englische Positur, beruhigte die rufenden Banditen mit mehrmaligem All right! All right! und begann also zu reden: »Dear Slovenians! ... I am glad to see, that ... Aber nachdem er solcherart den lieben Zuhörern die Versicherung gegeben hatte, daß er sich freuen zu sehen, daß ... wußte er leider nicht mehr weiter. Der Politikkommissar rettete die Situation, indem er die Worte des Mister Jones übersetzte. Und dieser stotterte dazu wieder ein paar mal sein All right.

Die Bäuerin Potok Resi aber, die in ihrer Jugend gleichfalls in Amerika gewesen war und schon zu Beginn des Meetings allen Umstehenden erklärt hatte, daß sie alle Länder und Völker kenne und auch schon viele Engländer gesehen habe, beobachtete den Mister Jones ganz besonders neugierig. Doch schien ihr etwas an ihm nicht recht zu passen, denn sie schüttelte wiederholt heftig den Kopf. Und als der Generalmajor der befreundeten britischen Armee gerade neuerlich zu seiner Rede ansetzen wollte, rief sie mitten in die gespannte Stille hinein: »O Ciganov Frenk! Meiner Seel, jetzt hätt' ich dich bald nicht erkannt! Seit wann bist denn du wieder bei uns!«

Der Generalmajor Mister Jones war sichtlich erschüttert. Er sah die Ruferin verzweifelt an und dann entschloß er sich in unverfälschter krainerischer Mundart die Worte: »Resi, du verfluchte Gans, bist du närrisch geworden oder bloß besoffen?« Die Potok Resi aber war darüber gar nicht böse, sondern fragte unbekümmert weiter: »Ja, Ciganov, wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt? Ich hab schon geglaubt, sie hätten dich wieder einmal eingesperrt.«

Da war wieder eine lähmende Stille im ganzen Haus, bis sie von einer schrillen Frauenstimme aus einer Ecke des Zimmers fröhlich unterbrochen wurde: »Dieser Engländer ist ja ein Krainer, er soll doch krainerisch zu uns reden!« Und dann schrie alles durcheinander und

drang gegen den Tisch, auf dem der Generalmajor Mister Jones ziemlich hilflos stand, in der einen Hand die schöne Pfeife, in der anderen den Regenschirm.

Und da scholl nun in das Gedränge und Geschrei plötzlich der Ruf: »Die Landeswehr ist da!« In Angst und Schrecken erstarrte die Menge. Dann zogen die Kommissare und Anführer ihre Pistolen, sprangen durch die Fenster in den Obstgarten und flüchteten gegen den Wald. Ihnen nach folgten in einem wirren Knäuel ihre Weiber und die Banditen. Der englische Generalmajor Mister Jones atmete zuerst ein wenig auf, weil er nun nicht mehr reden mußte, dann hüpfte er über die Tische und durchs Fenster, und seine langen Rockschöße flatterten wild. Draußen schloß er Rock, Paraplü, Pfeife und die übrige hinderliche Maskerade unter einem Apfelbaum und strebte mit langen Schritten dem rettenden Wald zu. Von den Hängen rings um das Dorf aber ratterten die Maschinengewehre, und nur wenige der Banditen entgingen den Kugeln der heimattreuen Landeswehr. Zu diesen wenigen gehörte auch der britische Generalmajor Mister Jones, der nun wieder nur mehr der alte zerlumpte Landstreicher und Bandit war.

Die Bewohner von Krainsko brdo kamen bald aus ihren Verstecken, in die sie sich verkrochen hatten, hervor und freuten sich, daß sie die Wohltaten der »OF-Regierung« nicht länger auskosten brauchten, der Bürgermeister zerriß seine Banditenröde in lauter kleine Fetzen, die Mutter Bradatsch bekam ihre Kuh wieder, denn die Räuber hatten nicht Zeit gehabt, sie zu schlachten. Das viele Gebratene und Gebackene, der Wein und der Schnaps war freilich weg.

Ganz Niederkrain aber lachte über den britischen Generalmajor Mister Jones, den der Ciganov Frenk so hervorragend gespielt hatte, und die Potok Resi mußte monatelang immer wieder erzählen, wozu und wieso sie den Landstreicher so schnell erkannt hatte. Ihr »Ja, Ciganov, wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt?« ist auf dem besten Wege in Krain zum geflügelten Wort zu werden.

Im zweiten Leben

Nestroy, der beim Publikum so vergötterte Schauspieler und Komiker, war ein einfacher, bescheidener Mensch und wurzelte mit seinem Wesen und mit seiner ganzen Arbeit zutiefst im Volk. Nichts war ihm verhaßter als Eingebildetheit, zumal, wenn sie von jemandem kam, der sich wahrlich auf nichts etwas einbilden konnte.

Einmal saß Nestroy in fröhlichem Kreise. Zu der Gesellschaft zählte Carl, der Theaterdirektor, der Theaterfriseur, der die Schauspieler des Carltheaters allabendlich zurechtstichtete, der Wirt, bei dem diese oft verkehrten und einen guten Tropfen zu sich nahmen und schließlich einige Schauspieler des Theaters.

Der Wein hatte die Gemüter nachdenklich und besinnlich gemacht. Irgendjemand warf plötzlich die Frage auf, was der einzelne anfangen würde, wenn er zum zweiten Male auf die Welt käme.

Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschütterlich trägt!

Johann Wolfgang von Goethe

„Ich für meine Person“ meinte Nestroy, „würde mich halt bemühen, im zweiten Leben alles ein Stück besser zu machen als im ersten.“

„Ja“, meinte Carl, „besser machen, das ist es! Wenn ich zum zweiten Male auf die Welt käme, würde ich den Schauspieler von vornherein keine so hohen Gagen zubilligen wie jetzt. Dann hätte ich wenigstens selbst auch ein paar Kreuzer.“ Alles lachte, denn Carls Zurückhaltung im Geldausgeben war bekannt.

Der Theaterfriseur meinte: „Auf alle Fälle tät' ich mir, wenn ich schon ein zweites Mal leben müßt', wieder die gleichen Kundschaften ausbitten.“

„Wenn ich ein zweites Mal auf die Welt käme“, meinte der Wirt, „würde ich mir meine Weinstube gleich ins Theater einbauen, damit meine lieben Gäste nicht mehr die fünfunddreißig Schritte herüber zu machen brauchen.“

Auf solche Weise bekannte sich alles zu seinem Beruf und zu seiner Umgebung. Jetzt kam ein Schauspieler an die Reihe, der zwar sehr eingebildet war, doch hinsichtlich seines Könnens in keinem großen Ansehen stand.

„Sollte ich —“, tat er mit großer Geste dar, „zum zweiten Mal auf die Welt kommen — dann werde ich bestimmt kein Künstler!“

Da klopfte Nestroy dem Sprecher auf die Schulter. „Lieber Freund“, meinte er, „ich glaub — Sie sind schon zum zweiten Male auf der Welt!“

Luziaberger und Mömpelgard

Von Universitätsprofessor Dr. Hans Pirchegger

Auf der ganzen Welt wissen wohl nur die Bewohner von Gams bei Marburg, wo Luziaberger ist, und vielleicht nicht einmal alle Gams, obwohl es gerade nördlich vom Dorfe liegt. Es ist ein merkwürdiger Name. Vor dem ersten Weltkrieg suchte ihn der Marburger Ortsforscher Hauptmann Paul Schlosser zu erklären, aber er fand oben keine Kapelle und auch keine Überreste, die sich auf eine Kapelle deuten ließen; die Umwohner wußten nichts zu sagen. Also ein Rätsel!

Und wo liegt Mömpelgard? Das dürften nur ganz wenige Steirer wissen. Dabei werden nicht ganz wenige Steirer heute dort gegen Engländer und Amerikaner kämpfen, vielleicht sogar Marburger und Gams. Die mittelalterliche Burg bewachte die Burgundische Pforte, den Zugang zur Oberrheinischen Tiefebene. Die Franzosen nannten sie Montbellard und die Deutschen machten daraus Mömpelgard.

Aber was hat denn nun der Luziaberger bei Gams mit dieser burgundischen Feste zu tun? Wir wollen sehen, ob wir nicht beide unter einen Hut bringen. Diesen Hut soll uns das Kärntner Kloster St. Paul im Lavanttal verschaffen.

Das genannte Stift wurde im Jahre 1093 vom Grafen Engelbert von Spanheim gegründet und reich ausgestattet, er schenkte ihm unter anderem das große Waldland am Bachern zwischen Rast und dem Wölkerbach, dessen Mittelpunkt Lorenzen am Radelbach ist. Die Söhne und Verwandten des Grafen spendeten auch aus ihrem Besitze im Draulande beträchtliche Güter. So gab Ludwig, Sohn des Grafen Ludwig, zwei Huben in Feistritz (bei Wildhaus), den vierten Teil der Mauteinkünfte daselbst und erlaubte den Klosterbauern, daß sie in seinem angrenzenden Walde vom Wurmatgraben (bei St. Oswald) an bis zum Gamsgraben (Kankersbach) weiden, jagen und sich beholzen durften.

Wer war nun dieser Ludwig? Sein Vater besaß die Herrschaft Mömpelgard und war Graf in Friaul (Ober-Italien) gewesen. Weil er sich im Kriege zwischen dem deutschen König Heinrich IV. und dem Papste (Investiturstreit) auf der letzteren Seite gestellt hatte, nahm ihm der König Friaul und verließ es dem Patriarchen von Aquileja. Graf Ludwig war jedenfalls mit einer Schwester des Spanheimers Engelbert verheiratet, sie erhielt von ihrem Bruder das Waldland

von St. Oswald bis Gams als Mitgift und vererbte es ihrem Sohne, der gleichfalls Ludwig hieß.

Aber was konnte der Mömpelgarder mit diesem Waldland an der Drau anfangen? Er schenkte ihn seinem Oheim Graf Bernhard von Marburg, dem ältesten Sohne Engelberts, und Bernhard vermählte ihn dem Kloster St. Paul (1147).

So hatten wir wirklich Mömpelgard und Gams unter einen Hut gebracht. Aber was ist mit Luziaberger? Da hilft uns ein Grundbuch des Herzogs von Steiermark weiter, das im Jahre 1265 angelegt wurde: Es verzeichnet einen herzoglichen Besitz auf dem Ludoviciberg. Statt dessen sagten die Anwohner „Lutziberg“, denn so wie Fritz eine Kurzform für Friedrich, Heinz für Heinrich, Utz für Ulrich, so ist Lutz die Kurz- oder Koseform für Ludwig. Als nun die erste Karte gezeichnet wurde, deutete der Geometer, der von dieser Kurzform nichts wußte, den Namen in Luziaberger um, denn Lucia war für ihn verständlich.

Uns sagt aber der Ludoviciberg, daß auf ihm der Hof des Grafen Ludwig von Mömpelgard und Friaul gestanden ist.



Das trotzige Gesicht eines untersteirischen Schlosses
Gutenhag i. d. Büheln

Stellen-Lichtbild

Zwiespalt der Liebe

Von Adolf Eidens

Auch als der Unteroffizier Friedrich König jetzt durch die schmale Öffnung in den Unterstand trat, in dem er mit seinen Kameraden hauste, glaubte er immer noch nicht recht an das Glück, das ihm soeben widerfahren war. „Urlaub ist, wenn der Landsrührer unerschrocken im Zuge sitzt“, pflegte sein Freund Karsten zu definieren; aber hier hatte er es immerhin schwarz auf weiß in der Hand, daß er am Donnerstag für drei Wochen in Urlaub fahren könne. Der Kompaniechef selbst hatte ihm den Schein überreicht, daran gab's nichts zu deuteln.

Donnerstag — das war schon übermorgen, und er würde noch eine Menge zu erledigen haben, fiel König ein, doch das war ein Kinderspiel für einen alten Soldaten, der gelernt hatte, daß Geschwindigkeit keine Hexerei ist. Wie lange hatte er sich auf diesen Urlaub gefreut und wie oft hatte er in den vergangenen Monaten Pläne dafür geschmiedet und Luftschlösser gebaut! Es war eben doch eine windige Gegend hier oben, und wenn nicht die Kameraden gewesen wären, großartige Kerle, die wußten, daß es den jungen Kapellmeister, der gerade eine halbe — seine erste — Spielzeit am Pult gestanden hatte, manchmal besonders schwer ankam, der Winter hätte kein Ende genommen. Aber nun war es geschafft. Den größeren Teil des Urlaubs würde er in Wien verbringen, zehn Tage vielleicht, um endlich wieder einmal gute Musik zu erleben, dann wollte er seine Schwester in Frankfurt besuchen und anschließend die letzte Woche an den Bodensee fahren. Er würde faul in der Sonne liegen, in die weißen Wolken schauen oder mit Renate segeln.

Friedrich König lächelte vor sich hin. Mein Gott, das war nun auch schon wieder drei Jahre her, daß sie sich zuletzt gesehen hatten, Renate und er. Er dachte in der Soldatensprache: vielleicht ist sie inzwischen längst in festen Händen; aber wenn er sich ehrlich prüfte, sicher glaubte er es nicht, und er gestand sich auch, daß es ihm einen leisen Stich gab, hier an die festen Hände eines anderen zu denken.

Am Donnerstagsmorgen fuhr er los. Karsten und seine Skepsis hatte diesmal nicht recht behalten, alles klappte großartig, er nahm sogar noch einen Packen Post in Empfang, den er in die Tasche schob, um sich mit der Lektüre die Fahrt zu verkürzen. Ein Brief war von seiner Schwester, ihn öffnete er zuerst. Karla hatte nicht selbst geschrieben, sondern den Brief diktiert. Sie liege seit einigen Wochen wieder in der Klinik, aber Friedrich brauche sich nicht zu beunruhigen, es gehe schon besser, nur wolle sie ihm doch ihre neue Anschrift geben, damit seine Post nicht erst von den Nachbarn zu ihr gebracht werden müsse. Was denn sein Urlaub mache und ob er wohl bald an der Reihe sei? Gewiß werde er es doch einrichten können, daß er dann auch einige Tage nach Frankfurt komme.

König hielt den Brief unschlüssig in der Hand. Fiel ein erster Tropfen Wermut in den Freudenbecher? Aber er ver-

scheuchte die trüben Gedanken, denn schrieb Karla nicht selbst, daß es schon wieder besser gehe. Freilich, er wußte auch, daß sie kranke, seitdem ihr Mann kurz vor Ausbruch des Krieges beim Einfliegen eines neuen Modells tödlich abgestürzt war.

Wien erreichte er am frühen Nachmittag, er wohnte bei Freunden, die ihm einen Platz für die Staatsoper besorgt hatten: Furtwängler dirigierte den „Fidelio“. Wie im Rausch verließ der junge Kapellmeister nachher das festliche Haus und war nun erst recht entschlossen, die erste Etappe seines Urlaubs in Wien zu bleiben. In diesem Sinne schrieb er auch der Schwester und kündigte seinen Besuch für die nächste Woche an.

Aber in der Nacht fand er keinen Schlaf. War es das aufwühlende Erlebnis der Beethovenischen Musik, war es die nach fast anderthalb Jahren ungewohnte Behaglichkeit des bürgerlichen Lebens... er wußte es nicht. Ruhelos wanderten seine Gedanken: zu den Kameraden an der Front und nun auch jäh und schreckhaft zu der kranken Schwester in Frankfurt. Mit einer rätselhaft hellstichtigen Deutlichkeit sah er das Zimmer, in dem Karla lag: es stand schlecht um sie und sie wartete sehnsüchtig auf den Bruder — — — war es vielleicht schon zu spät?

Noch vor Morgengrauen verließ er das Haus, er legte einen Zettel auf den Tisch: herzlichen Dank für die Gastfreundschaft, aber er müsse nun doch zuerst nach Frankfurt reisen, seine Schwester brauche ihn dringend.

Im Zuge kamen ihm Bedenken, ob er nicht überstürzt gehandelt habe. —

Von 365 Kindern und einem Muskat-Monopol

In Loosduinen, unweit vom Haag wird dem Besucher ein seltsames Grab gezeigt: die angebliche Ruhestätte von 365 Kindern, von denen vor rund 700 Jahren eine Gräfin Margarete von Henneberg glücklich entbunden worden sein soll. Und wer noch mehr zu sehen wünscht, kann auch das Becken bestaunen, in dem die Dreihundertfünfundsiebzighlinge von Bischof Guido getauft wurden, und zwar die Knäbchen alle auf Hänschen, die Mädlein auf Lieschen. Aber das „Mirakel von Loosduinen“ ist gar kein Mirakel. Wie nämlich festgestellt werden konnte, wurde die Gräfin innerhalb der Mauern des dortigen Klosters am vorletzten Tag des Jahres von Zwillingen entbunden, und ein witziger Chronist vermerkte das Ereignis, indem er schrieb, daß die „gnädige Frau“ so viele Kindlein bekommen wie Tage im Jahr, womit er selbstverständlich nur die Zahl der noch fälligen Tage des Jahres gemeint hatte.

Seitdem erging es dem einstigen Muskatnuß-Monopol der Niederländer. Die Muskatnußbäume kamen ursprünglich nur auf wenigen Inseln des indischen Archipels vor, die sich im Besitze der Niederländer befanden. Die Kolonialverwaltung, die durch dieses Monopol erhebliche Einkünfte hatte, hielt streng darauf, daß die Nüsse nur enteignet ausgeführt wurden und rüstete sogar Expeditionen aus, um die Muskatnuß-Bäume auf kleinen benachbarten Inseln zu vernichten. Viele Jahre lang gab es Muskatbäume nur auf der niederländischen Insel Banda, die von der Holländisch-Ostindischen Compagnie verwaltet wurde. — Plötzlich aber tauchten die kostbaren Gewächse auch auf anderen Inseln auf. Das Monopol war buchstäblich davongeflogen! Tauben nämlich hatten die Nüsse aufgespuckt, waren zu fernen Gestaden geflogen, hatten die unverdauten Nüsse von sich gegeben und auf diese Weise Bäume ausgesät.

Von diesem Tage an verbrachte Friedrich jeden Vormittag und jeden Nachmittag in der Klinik; zunächst meist schweigend, aber schon durch seine Gegenwart Trost und Zuversicht für die Schwerkranken. Später kamen sie auch ins Erzählen, Friedrich vor allem war es, der in solchen Stunden die Kinderzeit wieder wach werden ließ, da Karla dem Frühverwaisten Schwester und Mutter zugleich gewesen war. Er vergaß darüber Wien nicht, aber es schien ihm nun unwichtig geworden. Auch als die Tage näher rückten, die für die Fahrt an den Bodensee vorgesehen waren, hätte er nicht vermocht, die Schwester zu verlassen. Gewiß, es war kein leichter Entschluß, denn er hatte sich wohl doch mit dem Gedanken vertraut gemacht, endlich die entscheidende Frage an Renate zu richten; aber konnte, durfte er denn fort von hier? Mit der untrüglichen Sicherheit des Gefühls spürte er, wie die Kräfte langsam in den ausgezeherten Körper der Kranken zurückkehrten; er hatte auch mit den Pflegerinnen gesprochen, die mehr und mehr von der Wunderwirkung dieses Urlaubs überzeugt wurden. Sein Platz war hier, an diesem Krankenlager, das fühlte er als Bruder ebenso wie als Soldat: Liebe, Zuneigung und Pflicht begegneten sich dort in einem wahrhaft geschwisterlichen Sinne.

Kurz vor seiner Abreise war die Krisis überwunden, der Arzt berichtete es Friedrich im Vorgarten der Klinik und er meinte, während er ihn beglückwünschte: „Es ist in erster Linie Ihr Verdienst! — Doch, doch“, wiederholte er, als dieser abweisen wollte, „das weiß hier im Hause jeder, und wir wissen auch, daß dieser Urlaub für Sie Dienst und vielleicht manchmal Opfer war; aber Sie haben ein Leben gerettet, es kann auch für einen Soldaten nichts Schöneres geben.“

Tage darauf verabschiedete sich der Unteroffizier Friedrich König, nun wieder in voller Uniform und mit „Sack und Pack, von seiner Schwester. Bis er bei seinen Kameraden sein würde, dürfte sie vielleicht schon den ersten kleinen Spaziergang machen und sie werde fleißig schreiben, selbstverständlich, das versprach sie ihm in die Hand, die sie lange festhielt. Sie hatte nicht viel reden können in den Wochen, da Friedrich Stunde um Stunde an ihrem Bett saß, aber sie hatte mit der Hellhörigkeit der Kranken aus seinen Erzählungen auch das vernommen, von dem er selbst wahren mochte, es verschwiegen zu haben. Und es wunderte ihn daher kaum, daß einige Zeit später ein Brief den Unterstand im Osten erreichte, den Karla und Renate gemeinsam geschickt hatten und in dem Renate schrieb, wie so Fritz denn habe glauben können, erst an den Bodensee reisen zu müssen, um sie etwas zu fragen, was doch längst keiner Frage mehr bedürfte...

Der Kopf in der Gasse

Von Ernst Sander

In Sevilla soll es bis in die neuere Zeit eine Gasse „Zum Lämpchen“ gegeben haben, wo, einer Mauernische angefügt, der verwiterte Steinkopf eines Mannes zu sehen war. Die Einbildungskraft des Volkes, stets auf der Suche nach Gegebenheiten an denen sie sich zu nähren vermag, hat sowohl den Straßennamen als auch die regenzerfressene, sonnenzerknüchte Büste mit verschollenen Erinnerungen an einen Herrscher verknüpft, dessen ungewöhnliches Leben und jäher Tod ihn ohnehin zu einer legendären Gestalt haben werden lassen.

Peter der Grausame von Kastilien und Leon, einer jener königlichen Außenseiter, die, obwohl mit herrscherlichen Fähigkeiten begabt, sich in Eigenwilligkeiten und Gewaltmaßnahmen gefallen ließen, setzte einzig für die von ihnen Rekruten erlassenen, pflegte, wie mancher seltsamen, nachts unerkannt durch die Straßen von Sevilla zu streifen begierig auf Abenteuer mannigfacher Art und auf die Erkundung der Volkstimmung. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er in einer engen, abseitigen Gasse von einem jungen Menschen über angefahren, der seiner Schönen ein Ständchen brachte und in dem nächtlichen Herumtreiben einen lästigen Störenfried, wenn nicht gar einen Nebenbuhler argwöhnte. Der König, durch das unbedachte Wort in seinem Stolz getroffen und seiner Kraft und Gewandtheit bewußt, ließ der Degen aus der Scheide ziehen, und nach wenigen Gängen sank der verliebte Beleidiger zusammen und verreckte.

Eine alte Frau, vom Klingeln der Degen aus dem leichten Greifnenschlaf gestört, öffnete den Fensterladen und beleuchtete mit ihrem Öllämpchen das Geschehen. Sie vermochte das Gesicht des Königs im Flackerlicht der winzigen Flamme nicht zu erkennen; aber den noch wußte sie alsbald, wer hier ein königliches Gesetz übertreten habe — denn dem König hatte ein merkwürdiger körperlicher Fehler an, der stadt bekannt war: seine Kniechen knackten, wenn er ging, laut und vernehmlich.

Am nächsten Morgen erstattete der Oberste der Vierundzwanzig, der Polizeichef von Sevilla, dem König den gewohnten Bericht über die Ereignisse der Nacht. Er meldete dies und das, und er schloß damit, daß ein Zweikampf stattgefunden habe, bei dem einer der Kampfhähne tot am Platze geblieben sei. „Ist der Mörder ergriffen?“, fragte der König, der, um der Duellwut seiner Untertanen zu steuern, unlängst ein Gesetz erlassen hatte, wonach jeder bei einem Zweikampf Betroffene enthaupet werden solle, mit der Maßgabe, daß sein Kopf an der Kampfstätte zur Schau gestellt werde, bis er vermodert herabfalle.

„Nein, Herr“, antwortete der Richter.

„Aber ich kenne ihn.“

„Warum ist er noch nicht festgenommen und bestraft?“

„Herr, ich erwarte Euer Befehl.“

Da lachte der König hohnvoll und böse:

„Handelt nach dem Gesetz!“

Der Richter ging.

Da die Majestät heilig und unantastbar war, ließ er einem steinernen Standbild des Königs den Kopf absägen und diesen in einer Mauernische am Tatort aufstellen, und sowohl Peter als alles Volk zollten dieser weisen Maßnahme Beifall. Die Kunde von den Zusammenhängen verbreitete sich schnell, und so wurde die Gasse im Volksmund nach dem Öllämpchen der alten Frau „Zum Lämpchen“ benannt, welchen Namen sie jahrhundertlang geführt hat.

König Peter, der später die Kinder seiner Geliebten Maria Padilla (von der es hieß, sie habe ihn verzaubert, sodaß sich seinen Augen der Gürtel seiner Gemahlin als lebendige Schlange darstellte) zu Erben eingesetzt hatte, geriet über in Streit mit seinem Halbbruder Heinrich von Trastamara, der ihn 1360 bei Montiel besiegte und nach der Schlacht enthaupen ließ.

Rat einmal

Fünfterlei

Er wächst mit i auf unserer Heimatflur. Mit u ist sie ein frecher Räuber nur. Mit a vereint sie spät sich mit dem Rhein. Mit r gibt er am Himmel hellen Schein. Mit s und voll von köstlich-kühlem Bier kreuzt man sie im trauten München der.

Eins aus vierzehn

1. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. 2. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. 3. Wer nicht wagt gewinnt nicht. 4. Willst du den Kern, mußt du die Schale brechen. 5. Der Krüge weiß, daß er nicht ewig lebt. 6. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. 7. Wie du mir, so ich dir. 8. Tue recht und scheue niemand. 9. Jedem das Seine. 10. Für deinen Sinn ist Unvermeidliche. 11. Viel Wenig gibt auch ein Viel. 12. Die stete Freude weilt an keinem Ort. 13. Wer andere eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 14. Was ich denk und tu, traue ich andern zu.

Jedem dieser vierzehn Sprichwörter ist ein Wort zu entnehmen. Die richtigen Wörter bilden, in gleichbleibender Reihenfolge aneinandergereiht, ein neues Sprichwort.

Wer rät richtig?

Dreisilbig: Nachbarschaft, Barschaft. Silbenrätsel: 1. Wiesenschaukrant, 2. Eritrea, 3. Rosenkäfer, 4. Fetisch, 5. Erlangen, 6. Heerwurf, 7. Lippe, 8. Espe, 9. Rhone, 10. Budapest, 11. Elritze, 12. Siebenschläfer, 13. Tivoli, 14. Rattenpischer, 15. Eierkuchen, 16. Intarsia. — Wer Fehler bestreift, verdropelt sie.

Besuchskartenrätsel: Kindergärtnerin.